Novellen

von

Robert Weber.

Vierter Theil.

Robert Weber's

Sämmtliche Schriften.

Siebenter Band.

Basel.
Robert Weber's Selbstverlag.
1886.

Novellen

von

Robert Weber.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Vierter Theil.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1886.

Vereinsbuchdruckerei in Basel.

Inhalt.

		Seite
Der Teufel als Ehestifter. Eine Erzählung	.	1—58
Die Schafhüterin. Eine Dorfgeschichte	. .	59—226

Der Teufel als Ehestifter.

Eine Erzählung.

Es war ein Sonntag im Oktober. Die Nebel wanden und dehnten sich schläfrig über dem tiefen Bett der Aare und erfüllten das weite Land mit jenem feinen, erfrischenden Duft, den das Volk „Traubenkocher“ nennt.

Drinnen im Erdgeschoß eines kleinen Hauses, oben am Muristalden, dehnte und streckte sich ebenso in seinem Bett ein hagerer, großer Mann. Bald reckte er mit sonderbaren Seufzern die Arme aus, als wollte er die ganze Welt an sein Herz drücken; bald strampfte er die warme Wolldecke mit den Füßen links und rechts von sich, um seinen erhitzten Leib zu kühlen; bald gähnte er die an der Wand über ihm hängenden gemalten Landschaften aus der Geßner'schen Zeit, die zusammen den „Abend“ und „Morgen“ darstellten, mit so weit geöffnetem Munde an, daß man hätte glauben können, er selbst wolle, als ein neuer Demiurg, aus dem Chaos zum zweiten Mal die Welt hervorbringen und mit dem Wort: „Es werde Licht!“ aus Abend und Morgen einen ersten Tag erschaffen.

Dieser Mann war der einst in einem Landstädtchen angestellte Cantor und Organist Rupert Oelhafen, jetzt

Musiklehrer und Klavierstimmer in Bern und maître de plaisir im heitern Freundeskreise, wie im Palaste des Patriziers. Aber genannter hoher Priester der edlen Musika brachte es heute nicht zum Aufstehen; denn wie die Nebel draußen schwer herumkrochen, so flatterte und wogte es auch neblig drinnen in seinem schweren Kopf, und selbst der Wohlgeruch des frisch gebrauten Kaffee's, der heimlich, wie ein guter Geist, durch das Schlüsselloch aus der Küche zu ihm heranzog, vermochte nicht, ihn völlig zum Leben zu erwecken. Er mußte gar sonderbare Morgenträume haben, der gute Papa Rupert, denn manchmal ging es wie das Lächeln einer rosig angehauchten Wolke über sein Antlitz hin, und dann wieder schnitt er Gesichter wie ein milzsüchtiger Schneider.

Das ging so fort, bis die Nebel draußen zu steigen anfingen und da und dort einen blauen Himmelsstreifen durchscheinen ließen. Vergebens hatte Frau Margaretha, die treffliche Ehehälfte des gestrengen Nebelvirtuosen ihren Kopf schon drei Mal durch die leise geöffnete Thüre gestreckt, um ihrem Ehemonarchen den duftenden, für Katzenjammerphantasien oft ganz dienlichen braunen Mokkatrank auf den Tisch zu stellen; er schlummerte und dämmerte noch immer zu, legte sich auf's rechte und auf's linke Ohr und drehte sich wie die Thüre in der Angel. Da ging dem braven Weibe endlich die Geduld aus; sie trat an das Bett und rüttelte den Schläfer an der linken Achsel: „Rupert, schäm' Dich doch, so lange zu liegen; willst Du denn heut' nicht auf? Komm', sieh',

der Kaffee ist fertig und ich hab' dir auch einen Wecken und frische Butter dazu!" —

Rupert drehte sich von der Wand herum, öffnete langsam die Augen, schien sich zu besinnen, wo er wäre und gähnte endlich ein ungläubiges „So—o?" hervor. Es war ein Anblick, der selbst die sonst ernstgesinnte Frau zum Lachen brachte. Da lag er, der große und doch so herzlich liebe Bengel, mit dem sie so viele Jahre hindurch Freude und Leid getheilt hatte, und wand und krümmte sich in seiner schwarzseidenen Nachtmütze, die er noch von seiner gestrigen späten Wanderung her auf dem Kopf hatte, wie ein höllischer Geist. Noch trunken von Schlaf und unverständliche Worte murmelnd, stellte er sich endlich auf die Beine und versuchte regelrecht sich anzukleiden. Es ging aber nicht nach Wunsch; Frau Margaretha mußte ihm helfen, mußte ihm Stück für Stück reichen, mußte ihm die Halsbinde knüpfen und schließlich gar noch das Haar zu schön gerader Scheitel kämmen. Unter diesen Liebesdiensten thaute endlich das böse Männchen auf.

Da saßen sie nun miteinander am altgewohnten runden Tische, die beiden schon über der Mitte des Lebens stehenden, aber immer noch rüstigen Ehegatten, eine dampfende Schüssel gerösteter Erdäpfel vor sich, die heute reicher als sonst im Butterglanze leuchteten und durch einen verlockenden Bratenduft die Eßlust reizten; die versprochenen Semmelwecken sammt Butter und Käse mangelten nicht, und obschon Rupert bei diesem wohl-

schmeckenden Morgenimbis eine rührende Gardinenpredigt erwartet hatte, lächelte Frau Margaretha ihm nur heiter entgegen. Mit halb vom Küchenfeuer, halb von einer unbekannten innern Freude geröthetem Gesicht neckte sie ihn erst lange mit jenem Frohmuth, der ihr in jüngern Jahren so gut stand, und der, als eine köstliche Frucht ihres wahrhaft guten und dabei heitern und lebhaften Wesens, sie befähigt hatte, die Leiden und Entbehrungen auszuhalten, die ihr mit diesem allerdings nicht gewöhnlichen Manne beschieden waren. Dann aber kam es doch ernster.

„Rupert“, sagte sie, „Du böser Mann, wie hast Du mich gestern lange warten lassen! Wo bist Du nur gewesen! Und einen Haarbeutel hast Du Dir angetrunken, — nein, es war zu albern, was Du mir für Zeug vorschwatztest. Aber Rupert, sieh’, das solltest Du doch nicht mehr thun; denke doch, Deine Gesundheit! Ich mag Dir den Wein wohl gönnen und Du hast ihn ja auch nicht zu oft; aber Du verlierst doch an Ehre und Kredit bei den Leuten, wenn Du Dich nicht in Acht nimmst. Du guter Mensch, Du weißt nicht, wie die Leute sind; wie sie reden und schwatzen und Dir jeden Rappen nachrechnen, wie sie neidisch sind, wenn Du Geld hast und wie sie lachen und höhnen, wenn sie merken, daß wir auf dem Trockenen sitzen. Und dabei muß ich immer sorgen und kümmern und Dich in Schutz nehmen, um das böse Gerede von Dir abzuhalten!“

Rupert räusperte sich bei diesen Worten, um seine Rührung zu unterdrücken. Er streckte seiner Frau die linke Hand über den Tisch, sah sie, während der Löffel in seiner Rechten zu arbeiten aufhörte, mit einem Gesicht voll Wehmuth und Reue an und sagte: „Liebes Herz, sei nicht böse. Du weißt, wie es gehen kann, und gestern schicktest Du mich selber fort; ich war auch innerlich so gedrückt und grämlich gestimmt, daß mir Fritz Bohren wahrhaftig gerade recht kam mit seinem Hasenpfeffer und seinem grauen Waadtländer, den er uns weidlich zum Besten gab, denn es war gestern sein vierzigster Geburtstag. Ich hätte Dir nur eine Flasche davon bringen mögen; aber darum bitten wollte ich nicht, und — Du weißt, wie es im Geldsäckel aussieht. Du gutes Weib, Du hast mir ja noch die letzten Batzen, die Du entbehren konntest, gegeben, um mich heiter zu stimmen. Sieh', da sind sie noch, und so werden wir doch wenigstens heut' ohne Sorgen leben. Aber", fuhr Rupert weiter fort, indem er den reich besetzten Morgentisch erst jetzt mit dem rechten Verständniß in's Auge faßte, „wir sind ja mitten im Reichthum und Ueberfluß, und Du bist fröhlich wie eine Lerche. Gewiß hast Du etwas Gutes im Hinterhalt. Du liebes Herz, so rede doch!"

Rupert sagte das Alles mit dem sanftesten, einschmeichelndsten Tone. Seine Frau kannte das. Sie wußte, daß man ihn in solcher Häringsstimmung um den Finger herumwickeln konnte. Seine sonst sehr reiz-

baren Nerven und sein künstlerisches Selbstgefühl, das er unzweifelhaft nicht ohne Grund besaß, waren dann bedeutend heruntergestimmt; es regte sich in solchen Stunden in ihm nur der sanfte, durchaus gute Mensch, der er ursprünglich war, ehe das Leben ihn, wie so viele Andere, herber gemacht und theilweise verbittert hatte.

„Ja, Rupert“, sagte die treue Mutter und Gattin, indem sie mit einem holden, leuchtenden Blick aufstand und ihren Mann umhalste und küßte, „das Glück ist uns gestern unverhofft zum Kamin hereingeflogen. Sieh nur da, sieh!“

Sie hatte die Schublade eines in der Ecke am Fenster stehenden Schrankes aufgeschlossen und hielt dem Verwunderten ein bereits geöffnetes Päcklein entgegen, das sie neckisch und heitern Auges schüttelte, so daß der Klang der darin eingeschlossenen Goldstücke deutlich an Rupert's Ohr gelangte.

„Das ist freilich ein hübscher Gesang“, meinte Rupert, „fast so schön wie das Lied der Nachtigallen. Aber wie um alle Welt kömmst Du dazu?“

„Rathe einmal“, scherzte die gute Frau weiter; „sieh hier die fremden Poststempel und die mit großen Zügen geschriebene Adresse „An Herrn Rupert Oelhafen, Musiklehrer in Bern“ und da links oben „Werth: Zwanzig Louisdors“, ja, und denke Dir, unten im Keller liegt noch ein Fäßchen vom besten Ungarwein, denke Dir, Tokaier, wohl an die fünfzig Maß. Rathe einmal, woher?“

„Quäle mich nicht“, versetzte Rupert, dessen Erstaunen jetzt auf das Höchste gestiegen war, so daß es alle Lebensgeister in ihm in Bewegung setzte. Denn das war ja seine Art und Natur: ein einziger Sonnenblick konnte ihm eine ganze Zukunft voll rosiger Hoffnungen heraufzaubern, und er besaß nie mehr Verstand, als wenn er viel Geld im Sack hatte.

„Ich konnte mich gestern Abend nicht enthalten, das Siegel aufzubrechen, nachdem ich mir zuerst lange fast den Kopf zerbrochen hatte im Nachsinnen darüber, was es wohl sein möchte. Ach, wenn Du wüßtest! Ich hatte einen so glücklichen Abend! Aber Du würdest es nicht errathen, — denke Dir, der Brief und das Geld und Alles ist von unserm Karl!“

„Was“, rief Rupert und schoß von seinem Stuhl auf; „lebt er, und wo ist er?“

„Stelle Dir vor, er ist Sänger geworden und beim Hoftheater in Wien angestellt! O, ich hab' es doch immer gesagt, wir müßten noch einmal etwas von ihm hören, und nun ist auch über seine Herkunft für mich kein Zweifel mehr.“

Es wurde Rupert ganz wirblig im Kopfe bei diesen Neuigkeiten. Eine Zeit lang ergötzte es ihn, die nagelneuen, in blendendem Glanze funkelnden Goldfüchse zu betrachten und sie spielend, wie ein Kind, durch die Finger gleiten zu lassen. Als aber seine Frau sich in der Küche zu schaffen machte, schlich er geschwind in den Keller hinunter, um das Fäßlein in Augenschein zu

nehmen; dann kam er langsam wieder herauf, setzte sich in die Fensterecke und fing an, den Inhalt des langen Briefes mit einer Hast und zugleich mit einer Andacht zu verschlingen, die deutlich zeigten, wie aufgeregt sein Inneres war. Lüften wir jetzt auch für unsern Leser etwas den Schleier, der über diesem Geheimnisse lag.

Rupert's und Margaretha's Ehe war kinderlos geblieben. Dieser Umstand hatte Beide oft geschmerzt, denn es ist gar lustig, wenn am Ehehimmel ein neues, junges Gestirn aufgeht und mit mildem, versöhnendem Licht in die kleine Welt eines liebenden Paares hineinleuchtet, ob es auch nur in einer armseligen Hütte wohnte. Das Herz des Weibes schmiegt sich selig an das geliebte Kind; der Geist des Mannes aber gewöhnt sich daran, in ihm den höhern Zweck und Mittelpunkt für sein Wirken und Schaffen zu erblicken. So heiligen Kinder das Herz der Mutter und geben ihr Kraft zum Dulden und Ertragen; dem Vater aber geben sie einen sittlichen Halt, der ihn bei aller Mühe und Arbeit im Leben aufrecht hält und ihm in entscheidenden Augenblicken hinweghilft über die Wogen des Leichtsinns und über die Abgründe des sittlichen Verderbnisses. Margaretha empfand den Mangel dieses ächten Glückes für sich wie für ihren Mann nur zu gut. Da warf ihr ein Zufall, den sie als eine Fügung des Himmels betrachtete, ein fremdes Kind in den Schooß, das sie mit mütterlicher Zärtlichkeit aufnahm und muthig festhielt, als man es ihr in roher Weise entreißen wollte.

Es waren jetzt achtzehn Jahre verflossen, seit die damals noch junge Frau an einem feuchten Oktoberabend auf der Thunerstraße von einer in rasendem Lauf dahineilenden, geschlossenen Kutsche beinahe überfahren wurde. Mit genauer Noth konnte sie den beiden wild und in gestrecktem Galoppe heranjagenden Rossen entrinnen, denen der weiße Schaum vor den Mäulern stand und deren Mähnen im Winde flogen. Der Fuhrmann hieb gleichwohl mit ganzer Kraft auf die Thiere ein, so daß das Gefährt in der Richtung nach dem Hochgebirge staubaufwirbelnd hindonnerte. Als sie kaum hundert Schritte weiter gegen die Stadt gegangen, fand die erschrockene Margaretha im nassen Gras, am Rand der Straße, einen kleinen Knaben liegen, der sich mit beiden Händen die Brust hielt, aus Mund und Nase blutete und heftig weinte.

Es wurde nie ermittelt, wem der Knabe gehöre. Offenbar lag hier ein Verbrechen vor. Bettelkinder, die sich in der Nähe befanden, sagten aus, der arme Kleine sei von einem in jener Kutsche befindlichen Manne plötzlich mit lautem Fluch hinausgeschleudert worden. Margaretha wischte ihm das Blut aus dem Gesicht, nahm ihn auf die Arme und trug ihn heim, um ihn auf's Sorgfältigste zu pflegen. Am gleichen Abend noch machte sie der Polizeiwacht Anzeige davon. Diese wollte den Knaben durchaus mit sich nehmen, um ihn vorläufig in's Armenhaus oder in das Kinderspital zu bringen; aber Margaretha wehrte sich standhaft gegen dieses An=

sinnen. „Mir gehört er", sagte sie mit Leidenschaft und Nachdruck; ich habe ihn gefunden und will ihn mit Gottes Hülfe auch erziehen, besser als seine Eltern, die er vielleicht gar nie gekannt hat!"

Da alle weitern Nachforschungen nach der Herkunft des Kindes fruchtlos blieben, so war die Polizei schließlich froh, daß Jemand sich gefunden, der sich desselben so freundlich annahm; Rupert aber verstund sich um so eher zu dem Vorhaben seiner Frau, als der Knabe sich bald wieder erholte und mit seinem lieblichen Gesicht, seinen großen blauen Augen und dem blonden Lockenköpfchen den gutherzigen Mann, der von je ein Kinderfreund gewesen, ganz bezauberte. Er mochte etwa fünf Jahre alt sein, hatte einen fremdklingenden Accent, nannte sich auf vielfaches Befragen und zärtliches Liebkosen Karl Schmidt und wurde dann auch weiterhin so genannt. Sonst war aus ihm über seine nächste Vergangenheit nicht viel herauszubringen. Der Sturz aus dem Wagen schien sein Erinnerungsvermögen gelähmt zu haben; nur bisweilen erzählte er von bösen Leuten, die ihn aus einem schönen Garten weggerissen, dann weit, weit mit ihm fortgezogen seien, und, wenn er geweint, ihn geschlagen hätten. —

Zehn Jahre lang hatte Karl das Glück, von diesen guten Leuten erzogen zu werden. Margaretha betrachtete ihn als ihren eigenen Sohn, und Rupert fand Freude daran, seine schöne Stimme auszubilden. Der Knabe zeigte auch ein bedeutendes Talent für Deklamation;

merkwürdiger Weise begleitete er diese stets mit einer so ausdrucksvollen, ernsten und nicht selten auch grotesken Mimik, daß seine Pflegeeltern nothwendig auf den Gedanken kamen, er müsse von Schauspielern abstammen, die sich seiner, entweder selber oder durch Mittelspersonen, in gewissenloser Weise entledigt hätten. Manche kleine Unarten, die er mit in sein neues Heim gebracht, hatte Frau Margaretha's stäte, milde Zucht ihm seit Jahr und Tagen abgewöhnt; aber als er in das Alter von zwölf Jahren kam, die höhern Schulen besuchen mußte und mit einer Menge von aufgeweckten und zum Theil verzogenen und leichtfertigen Buben in Berührung kam, da neigte sich nach und nach auch die reich angelegte Natur Karls zur bösen Gewohnheit. Er war nicht mehr gern zu Hause; er ging mit seinen losen jugendlichen Spießgesellen auf bedenkliche, halb abenteuerliche Raubzüge aus, nach welchen dann zigeunermäßig an einem versteckten Ort gesotten und gebraten und dem Genuß eines selbsterrichteten und von Karl geleiteten Kasperletheaters mit aller Unbändigkeit jugendlichen Humors gefröhnt wurde.

Dieser Hang zum Abenteuerlichen wurde für den Knaben verderblich, als ein paar Jahre später eine Gesellschaft von Kunstreitern vor der Stadt in einer großartigen, rund gebauten Bretterbude Vorstellungen gab und durch den Glanz ihrer Kostüme, durch die Kühnheit und Bravour ihrer Leistungen die gesammte Bevölkerung auf Wochen lang zur Bewunderung hinriß. Karl zitterte

förmlich vor Entzücken, als er an einem Sonntag Nachmittag mit seinen Pflegeeltern diesen Schaustücken beiwohnen durfte. Namentlich die junge Reiterin Betty, ein erst vierzehnjähriges, mit allen Reizen körperlicher Schönheit ausgestattetes Mädchen, hatte es ihm, wie allen Zuschauern, angethan. Er träumte von ihren Sprüngen durch den Reif, gerade so wie seine jungen Mitschüler, und vorderhand hatte die Arbeit für die Schule gute Ruhe.

Nun geschah es, daß der Eigenthümer des Circus eine Vorstellung ausschrieb, bei welcher etwa zwanzig intelligente und gutgewachsene Knaben von der Einwohnerschaft, die sich bei ihm stellen mußten, mitzuwirken hatten. Karl war einer der Ersten, der sich meldete und bei seiner natürlichen Gelenkigkeit und seinem schönen Organ wurde er zum Führer der geworbenen jugendlichen Schaar bezeichnet, der in dieser Rolle auch Mehreres zu sprechen hatte. Das war ein Jubel und eine Freude bei den Buben ohne Gleichen. Es wurde unter ihnen von nichts Anderm mehr gesprochen, als von der Vorstellung, von den glänzenden Kostümen, von der schönen Betty und von dem Eindruck, den sie alle auf die Zuschauer machen würden!

Der Abend kam heran. Alle Räume im Circus waren besetzt; die Lampen verbreiteten Tageshelle und die stolzen Märsche der Blechmusik versetzten das Volk in eine erwartungsvolle Stimmung. Die kühnen Reiterstücke, die jetzt folgten, einzeln und in malerischen Gruppen

ausgeführt, steigerten den Enthusiasmus der schaulustigen Menge von Minute zu Minute. Zuletzt kam das Spektakelstück „Zemira, die Königin der Wüste“, worin die Buben eine im Hinterhalt versteckte Schaar von räuberischen Arabern vorstellten, welche die vom Pferde stürzende, von Betty dargestellte Zemira zu umzingeln und im Triumph als Gefangene abzuführen hatten. Ein Hauptantheil dieser Szene, namentlich die Sprechpartie, fiel Karl zu, der sich seiner Aufgabe für sein Alter mit vieler Gewandtheit und Unbefangenheit entledigte. Es war ein endloses Klatschen und Bravorufen.

Die Vorstellung wurde noch drei bis vier Mal wiederholt und machte stets ein volles Haus. Dagegen hatte diese Art künstlerischer Thätigkeit auf die Buben einen schlimmen Einfluß. Der Ruhm, den sie ernteten, stieg ihnen zu Kopf, das arabische Räuberkostüm verblendete ihre Augen und das Handwerk dieser armen Beduinen, das erst nur im Spiel dargestellt worden, ging bei den leichtfertigen jungen Gesellen bald in grelle Wirklichkeit über. Hatten sie früher schon in Feld und Wald allerlei tolle Streiche gespielt, so ließen sie sich jetzt durch ihren jugendlichen Uebermuth verleiten, die Einen zu Hause, die Andern an fremden Orten Wein und Brod, Würste und andere Eßwaaren zu entwenden und das Gestohlene in ihrem Schlupfwinkel, im „Lager“, wie sie es nannten, jubelnd zu verzehren und dabei einem von Karl erfundenen und von ihm mit verschiedenen

grotesken Puppen auf dem Kasperletheater dargestellten Räuberspiel zu lauschen. Die Sache wurde ruchbar; Drohungen an die betreffenden Eltern wurden laut, und ein Metzger, der nicht mit sich spassen ließ, hatte sogar gerichtliche Klage eingeleitet, indem er mit richtigem Takte behauptete, sie hätten zu seiner Zeit auch Allerlei verübt, aber das seien keine Jugendstreiche mehr, sondern einfach die ersten Künste angehender Diebe und Taugenichtse, welche bestraft werden müßten. Karl wurde von Rupert, der sehr viel auf Ehrlichkeit hielt, gründlich über Alles ausgefragt und als wirklicher Mitschuldiger von dem auf's Höchste erzürnten Pflegevater, trotz Margaretha's gelinder Einsprache, gezüchtigt und einen ganzen Tag lang in ein altes, verfallenes Gemach eingesperrt. „Ihr werdet alle vor Gericht kommen", hatte der erbitterte Mann, als er die Thüre hinter sich abschloß, dem weinenden Knaben zugerufen, „da wird man Euch noch besser sagen, was Ihr verbrochen und verdient habt."

Diese Züchtigung, welche dem armen Rupert gewiß eben so wehe that, wie seinem Pflegesohn, hatte indessen einen ganz andern Eindruck auf Karl gemacht, als Jener vielleicht glauben mochte. Eine Zeit lang schluchzte der Knabe, von tiefer Reue über das Geschehene ergriffen; dann aber, als er nach und nach ruhiger wurde, stellte er sich die ihrer Aller harrende Gerichtsszene und die unzweifelhaft darauf folgende Bestrafung mit aller Lebhaftigkeit seiner jugendlichen Phantasie in der schreckhaftesten Weise vor. Der Leichtsinn, womit er seinen

braven Vater erbittert und seine liebevolle und so treu an ihm hängende Mutter im tiefsten Herzen gekränkt, lagerte wie eine feurige Wolke auf seinem Gemüth. Er suchte einen Ausweg aus diesem Jammer, aber er fand keinen. „O Mutter, Mutter!“ schluchzte er dann wieder und versank in der Einsamkeit, die ihn umfing, in ein der Jugend sonst fremdes Grübeln und Brüten. War es denn seine Mutter, um deretwillen er jetzt sich grämte? Waren es seine Eltern, die er beleidigt? Hieß er nicht Karl Schmidt, und hatte ihm nicht Margaretha einst in einer feierlich ernsten Stunde die Geschichte seiner Auffindung unter Thränen erzählt? Was wollte er jetzt noch bei diesen Leuten, deren Liebe er sich so unwürdig gemacht? Sollte er ihnen die Schmach anthun, ihn für eine Woche im Gefängniß zu wissen? Sollte er nachher die Geschichte von allen Leuten sich vorhalten lassen? Nein, nein! Aber was beginnen?.... Er wäre gerne fortgelaufen in die weite Welt; aber wie sich durchschlagen? —

Jetzt dämmerte langsam ein Gedanke auf in seiner von allen Seiten bedrängten Seele. Hatte nicht der Eigenthümer des Circus schon nach der ersten Vorstellung, worin er mitwirkte, ihm zutraulich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Es ist Schade um Dich, Du bist ein hübscher, gescheidter Bursche, Du solltest bei uns sein!“ Hatte nicht das Teufelsmädchen, die schöne Betty, ihm mit Herablassung von ihrer ruhmvollen künstlerischen Carrière erzählt und dabei die Worte fallen lassen: „Komm' mit uns, Du wirst sehen, wie schön die Welt

und wie herrlich unser Leben ist!" Und als er meinte: „Wenn ich nur reiten könnte", — hatte sie ihm nicht mit spöttischem Lachen geantwortet: „Du wirst jedenfalls ein großer Reiter werden, wenn Du hier in Bern hinter dem Ofen sitzen bleibst!?" — Noch nichts hatte ihn so gewurmt, wie diese Worte! Lebte nicht in ihm selber eine unbestimmte Sehnsucht nach Glanz und Größe, und wenn er sie nicht in Wirklichkeit besaß, konnte er sich über den Mangel derselben nicht am besten trösten, wenn er wenigstens den Schein davon hatte? —

Wir wissen nicht, wie es noch weiter in dem jungen Kopf gährte. Jedenfalls mußte ihn ein heftiger innerer Kampf, wie er wohl selten in diesem Alter vorkömmt, zu einem festen Entschlusse geführt haben, denn nach einigen Tagen war Karl, gleichzeitig mit der Kunstreitergesellschaft, spurlos und ohne ein Lebewohl an seine Pflegeeltern verschwunden. Nur ein Blumenstrauß von Nelken und Gelbveigelein lag am Morgen seiner Entweichung auf dem Arbeitstische Margaretha's, den sie, als der wahre Sachverhalt klar wurde, mit heißen Thränen bedeckte.

Acht volle Jahre waren vergangen, — und nun plötzlich, wie ein vom Himmel fallendes Meteor, dieser Brief sammt den Geschenken! Karl deutete in dem Schreiben nur kurz auf seine letzte Vergangenheit hin; aber, was man neben den Bitten um Verzeihung und den zärtlichsten Dankesworten an beide Pflegeeltern noch zwischen den Zeilen lesen konnte, verrieth, daß er viel

gelitten und gerungen. Drei Jahre lang hatte er die Kunstreiter auf all' ihren Kreuz- und Querzügen durch Deutschland und Oesterreich begleitet, bis ihm endlich ihr trauriges, nur von bunten Flicken und Lappen aufgestutztes und von Goldpapier flunkerndes Nomadenleben zum Eckel wurde. Er entfloh ihnen in Wien, wo er gute Leute fand und nun eine noch wechselvollere Carrière als Bedienter, Kellner, Bereiter, Chorsänger an der großen Oper begann. In letzterer Eigenschaft zog er mit seiner schönen Tenorstimme die Aufmerksamkeit des Kapellmeisters und des Intendanten auf sich, welche ihm die Gunst einiger reicher Kunstenthusiasten verschafften, mit deren Hülfe es ihm vergönnt war, in den letzten drei Jahren sich zu einem richtigen Sänger auszubilden.

„Ich hatte mir gelobt", schrieb er, „nicht eher Euch zu schreiben und meinen Fehltritt abzubitten, bis ich glücklich geworden und Euch dann in Etwas Eure Sorgen und Euren Kummer vergelten könnte. Und ich fühle mich jetzt so glücklich! Alles, was ich erlebt und mitgemacht habe, kommt mir auch auf dem Theater zu statten; das Leiden und alles erlittene Ungemach erhalten erst ihren wahren Werth, wenn sie in den Dienst einer höhern Idee treten. Ich habe jetzt keinen andern Wunsch, als daß Ihr zu mir hierher kommt, wo ich Euch zu vergelten hoffe, was Ihr an mir gethan! Dann will ich Euch erst recht erzählen, wie Alles gekommen, und für die Zukunft selber an Euch wieder einen geistigen Halt

und eine Stütze finden! Wenn es wahr wäre, was in der letzten Zeit von meinen Gönnern angestellte Nachforschungen über meine Geburt und Herkunft zu ergeben scheinen, so dürfte es mir um so weniger an Mitteln fehlen, um Euch, meine Herzlieben, von Grund aus glücklich zu machen!" —

Rupert legte den Brief mit einer stummen Thräne im Auge aus der Hand. Die edle, männliche Sprache desselben, das Selbstvertrauen, das er athmete, drückte, mit einer Art von innerer Beschämung auf seine Seele. Was hatte er selber während fünfzig Jahren erreicht? Der Gegensatz zwischen reifer Einsicht und schwächlichem Willen, wie er so häufig bei kunstbegabten Menschen sich zeigt, hatte ihn sein ganzes Leben nicht verlassen. Er hatte im Ganzen neben vielen guten Eigenschaften wenig selbsterziehende Kraft an sich bewiesen. Seit er einst in einer Anwandlung von jugendlichem Uebermuth, oder gar in Folge einer Wette, beim Vormittagsgottesdienst statt eines Präludiums auf der Orgel einen weltbekannten Gassenhauer in Kirchenmusik umgesetzt, ihn gehörig fugirt und mit aller kontrapunktischen Kunst ausgestattet, um dann schon im folgenden Monat darauf seine Entlassung zu erhalten, — was war aus ihm geworden? Er hatte sich lustig dahin treiben lassen auf den Wogen der Gesellschaft; er hatte Salonstücke für das Piano geschrieben und, als er damit nicht sonderlichen Anklang gefunden, sich einige Zeit in Schwermuth verloren. Dann hatte er sich wieder aufgerafft; um das

kleine Vermögen seiner Frau nicht in vollem Müßiggang zu verzehren, hatte er durch Klavierunterricht und selbst durch Klavierstimmen mühsam, aber redlich, sein Brod verdient. Er war bei diesem Handwerk nie glücklich geworden, und er würde seine Lage auch nicht lange ertragen haben, wenn nicht Margaretha sie ihm durch ihr vortreffliches Gemüth in jeder Weise erleichtert hätte.

Diese Erinnerungen an seine eigenen Erlebnisse huschten jetzt wie ein trüber Schatten über seine Seele. Er las von Neuem, und als nun Frau Margaretha wieder in die Stube trat, da übermannte ihn die Rührung und der Schmerz; er stand auf und stürzte mit dem Brief in der Hand dem geliebten Weib in die Arme. Sie neigten die Köpfe Eins auf des Andern Schulter und glühende Thränen der Wehmuth rollten stromweise aus ihren Augen.

Eben jetzt fingen die Kirchenglocken an in tiefen, feierlichen Klängen aus der Stadt heraufzutönen. Wie oft war das schon gewesen; an wie vielen Sonntagsmorgen hatte nicht Rupert, der nur selten die Kirche besuchte, die Fenster mit den Worten geöffnet: „Das ist mir doch noch nicht verloren!" und wie oft hatte nicht seine Frau geantwortet: „Es macht mich nur traurig!" —

Aber heute hörte sie gerne das harmonische, langsame Geläute; die lieben, vertrauten Töne schlichen sich wie theure Jugenderinnerungen in ihr Herz, und als jetzt der Himmel sich öffnete und die Sonne mit gedämpften Strahlen durch den zerrissenen Nebelschleier in das rein-

gescheuerte Gemach brach und die Wände vergoldete und das Blumentischchen am Fenster mit milder Herbstgluth überströmte, da schloß sich ihr Herz in seiner ganzen Liebesfülle auf und durch Thränen lächelnd sagte sie, indem sie sich mit Rupert lauschend an's Fenster setzte:

„Rupert, wenn er nur da wäre, der gute Bub!"

„Ja", versetzte Oelhafen, „es ist mir immer gewesen die letzten Jahre, als ob ich mich aufmachen und ihn suchen müßte, so weit es Menschen gibt. Er hat uns doch viel Freude gemacht und das Leben erheitert, und wäre er nicht unter die Schlingel gerathen, so würde er auch hier ein rechter Mensch geworden sein."

„Weißt Du noch", erwiderte Margaretha, „wie er mir sonst jeden Batzen zubrachte, den er geschenkt erhielt, wie er, als Du krank warst, Tuffsteine von den wunderlichsten Formen mit grünem Moos überkleidete und mit winzigen, selbstgeschnittenen und gemalten weißen und braunen Hütten und Häuschen, oder mit einem einsamen Kirchlein besetzte, daß die kühnsten und groteskesten Berglandschaften daraus wurden? Weißt Du noch, wie sie ihm mancher sinnige Herr und manche gute Mutter zu Dutzenden abkauften, um uns das Loos der Dürftigkeit zu erleichtern und ihren eigenen Kindern damit eine Freude zu machen? Und wir konnten so an der guten, heitern, kindlichen Seele zweifeln!"

So redeten die Beiden noch lange fort miteinander und lachten und weinten zusammen in ihrem Glück, das seit gestern die Schwelle ihres Hauses betreten. Wenn

ein Holzwurm im Getäfer der Wand pickt und hackt, meinen die Menschen, den mahnenden Pendelschlag der Ewigkeit zu vernehmen; aber die Wenigsten kennen den Pulsschlag des glücklichen Herzens, der uns die Leiden der Zeit vergessen läßt und uns über uns selbst hinaus in jene Höhen trägt, wo das Schicksal zum dunklen Punkt zusammenschrumpft und nur der reine Aether der Freude uns umweht!

Und jetzt litt es die gute Frau nicht mehr zwischen ihren vier Wänden; sie hatte ihr bestes Kleid angezogen und wollte bei ein paar Nachbarinnen Besuch machen, um das große Ereigniß ihnen gebührend zu verkündigen. Die Verführung zu diesem Morgenbesuch lag nahe und die Ueberraschung für die Freundinnen war gewiß unbeschreiblich. Was gaben nicht die letzten Worte von Karls Brief zu denken! —

Als Margaretha über die Schwelle getreten war und unter dem herbstdurchglühten blauen Himmel langsam und selig dahinwandelte, gedachte Rupert seines etwas hinfälligen Zustandes und kam zu dem kühnen Entschluß, eine kleine Herzensstärkung zu nehmen, wozu er jetzt durch die unerwartete Ankunft des Tokayers die beste Gelegenheit hatte. Er stieg also die dunkle Kellertreppe hinab und, indem er sich das Sprüchlein zu Gemüthe führte: „Das Hündlein, das Dich gestern gebissen hat, muß Dich heute lecken“, stach er das Fäßlein regelrecht und mit aller Bedächtigkeit an, wie weiland Noah, und kostete. Blitz, wie süß feuerte das die Kehle hinunter!

Und als er nun mit der abgezapften Flasche aus dem Tartarus wieder an das himmlische Licht der Oberwelt heraufgelangte, der goldene Wein bedeutungsvoll im schön geschliffenen Krystallbecher funkelte und das Männlein erst auf die Gesundheit Karls und dann auf die seiner Frau und zuletzt auf seine eigene trank, — da lachte auch ihm die Sonne wieder, wie schon lange nicht mehr und er öffnete den alten Flügel, um seinen Gefühlen in Tönen Luft zu machen! Wie ein Strom, der bald durch dunkle Schluchten, bald durch sonnige Lichtungen hinzieht, wallte in diesen Klängen das Bild seines eigenen Lebens vorüber. In Akkorden von tiefer Melancholie und unheimlicher Vergrämung schüttete er das Weh seiner Seele aus; namenlose Dämonen huschten auf diesen, wie von einem giftigen Nachthauch überflossenen innern Traumgebilden vorbei. Es war, als ob ein Vulkan mit titanischer Kraft zum Ausbruch gekommen; Figuren wie schäumende Bergbäche gährten und tobten durch's Dunkel hin und dann klang es, wie ein schmerzensreiches, verlangendes Gebet aus tiefer Nacht und Trauer! Bald indessen verstummte dieser Aufschrei der beängstigten Seele,

Wolkenzug und Nebelflor erhellen sich von oben;
Luft im Laub und Wind im Rohr, und Alles ist verflogen!

In heroischem Muthe stürmte es jetzt heran, wie ein Held, der seinen Schmerz mit Würde trägt und auf das Schicksal tritt, um größer zu sein, als es. Und nun

quoll es hervor, wie aus einem ewig frischen Born ungetrübter Heiterkeit; ein helles Lächeln und Schäckern tönte aus grünen Frühlingslauben und der Balsam eines süßen Friedens träufelte weihevoll auf die innere Welt der Seele nieder. Wunderbares Menschenherz, das du zur Heimstätte des tiefsten Grames und zugleich zum Paradiesgarten der Seligkeit geschaffen bist! — —

Eben hatten die letzten Töne ausgezittert, als es draußen an der Hausthüre mit starken Schlägen pochte. Rupert ging hinaus und öffnete. Da stand Sepp, der alte Kutscher des Herrn Baron von Effinger, in seiner Sonntagslivree.

„Guten Tag, Herr Oelhafen", sagte er, indem er kurz mit der Hand an seinen riesigen betreßten Hut langte, der wie ein Symbol der hohen Aristokratie auf dem mit spärlichen grauen Löckchen bedeckten Kopf des viel gefahrenen und viel erfahrenen Dieners thronte. „Der Herr Baron läßt Euch grüßen; es sind kürzlich fremde Gäste angekommen, mit denen er nach seinem Schloß Wildegg im Aargau gegangen, um daselbst ein paar Wochen zu bleiben. Dort sollt auch Ihr Euch Morgen unfehlbar einfinden; der schöne neue Wienerflügel ist längst nicht mehr gespielt worden, und da die Gesellschaft vielleicht sich auch etwa am Klavier erheitern will, so seid Ihr gebeten, das Instrument zu stimmen, etwas Musik mitzunehmen und allenfalls den Konzertmeister zu machen. Der Herr Baron läßt Euch sagen, Ihr möchtet Euch immerhin auf eine ganze Woche gefaßt

machen; sie werden Euch nicht los lassen, und jetzt ist es ja Herbst und ein kleiner Landaufenthalt thut Euch gut. An Unterhaltung wird es Euch nicht fehlen und den Humor werdet Ihr auch nicht zu Hause lassen, so wenig als Eure Cremoneser-Geige, womit Ihr das letzte Mal uns die Köpfe verrückt habt!"

Rupert machte ein sauersüßes Gesicht bei den Worten des redeseligen Alten. Entschuldigungen durfte er keine vorbringen, denn diese ließ der Baron, in dessen Hause er seit Jahren wohl gelitten war, nicht gelten; aber die Einladung kam ihm sehr in die Quere. Er wäre jetzt gerne mit einem von Karls Goldfüchsen auf eigene Rechnung ein paar Tag im Land herumkutschirt; er fühlte sich ja jetzt selber so reich, wie ein Baron, und so, in stille Träumereien versunken, wieder einmal sich der großartigen Gebirgsnatur hinzugeben und frank und frei sich zu fühlen, wie der Vogel in der Luft, das wäre gar zu schön gewesen! Am liebsten wäre er gleich morgen in die glänzende Kaiserstadt Wien hinuntergefahren, um dort den Karl aufzusuchen und ihn vor aller Welt als seinen lieben Sohn zu proklamiren, — aber, wie gesagt, es ging nicht an, er mußte Folge leisten und so versprach er denn dem Sepp, sich gehörig einzustellen.

„Wenn Ihr", sagte dieser zutraulich, „mit der Eisenbahn früh nach Langenthal fahrt und Euch ein Gang zu Fuß bei diesem schönen Wetter nicht reut, so lauft bis an die Kreuzstraße hinunter; dorthin muß ich morgen Mittag und Ihr könnt dann den etwas weitern, aber

angenehmen Weg über Kölliken und Lenzburg hinab mit mir im Galawagen machen. Ich hab' Euch allerlei zu erzählen und wir brauchen uns nicht zu beeilen; wenn Ihr nur bis am Abend auf Wildegg seid."

Das war nun wieder etwas, was Rupert zusagte, und so fing er denn an, als Sepp gegangen war, seine Sachen für die plötzlich auf's Tapet gekommene Reise in Ordnung zu bringen.

Herr Rupert Oelhafen saß in einem Wagen dritter Klasse und dampfte wohlgemuth in die Welt hinaus. Die Landschaft hatte sich heute früh vom Nebel befreit; es war eine Lust, in die unter einem wolkenlosen blauen Himmel liegende Gegend hinauszuschauen und selbst im raschen Vorüberfluge noch ein Stück Naturgenuß zu erhaschen. Hier dehnten sich langgestreckte, scharf abgegrenzte Ackerzelgen baumlos bis an eine sanft sich erhebende grüne Erdwelle, von welcher der Glockenklang der darauf weidenden Kühe anmuthig herübertönte und zugleich wehmüthig an die Freuden der Jugend, an die Tage der harmlosen Kindheit erinnerte; dort prangte ein junger Buchenwald, der längst seinen Blätterschmuck gelichtet, in rothgelbem Glanz, überragt von ein paar majestätischen Eichen, welche in höchst malerischer Stellung die schon halb entlaubten, wildverschränkten, schwarzen Aeste wie zürnende Titanen dem Himmel entgegenstreckten. Da und dort vernahm man durch das mächtige Geläute der Heerdeglocken, das Zischen der Lokomotive und das

gleichmäßige, fast betäubende Rasseln der Räder hindurch den Takt der Drescher in einer benachbarten Scheune; hier öffnete bei einer kleinen Schwenkung des Zuges sich plötzlich der Einblick in ein in der Tiefe liegendes Thal, dessen Nußbäume wie lichte, grüne und gelbbraune Blumensträuße heraufflammten; dort hoben sich die gewaltigen Gebirgshäupter wie riesige, vom Opferdampf umflossene Altäre in's unendliche Blau des herbstdurchglühten Aethers hinein. Wie schnell stellte sich das Alles den Blicken der Reisenden dar und wie rasch entschwand es wieder dem Auge, das kaum darnach ausgeblickt hatte. Rupert saß in stillem Träumen da, während die Mitfahrenden leise und laute Gespräche führten, lachten und schwatzten, pfiffen und sangen. Zwischen hinein tönte von Zeit zu Zeit der Name der erreichten Station, und das „Einsteigen!" und „Aussteigen!" der Führer wirbelte die Gesellschaft immer wieder auf's neue bunt durcheinander. Ist es nicht auch so auf der großen Lebensreise, auf der wir uns Alle befinden? —

Rupert war froh, als endlich der Ruf ertönte: „Langenthal, aussteigen!" Er erwachte aus seinem Brüten und fühlte sich nun erst zufrieden, als er festen Boden unter seinen Füßen fühlte und die Lokomotive in rasender Hast von dannen flog. Wie schön und heimelig dünkte ihn die Straße, auf der er jetzt munter dahinwanderte! Sie war noch ein Erbstück aus der alten Zeit, wo man weniger schnell lebte und es liebte, die Dinge

lange und gründlich zu betrachten. Scheinbar bloß für Mühlekarrer eingerichtet, wand sie sich doch anmuthig durch duftige Wiesen, fühlte dann Lust zum Steigen, kam lustig in die Höhe und verlor sich, weil's ordentlich warm gemacht, im kühlen Wald. Die Eisenbahn ist lange nicht so kühn, dachte Rupert, als solche Straße; sie bleibt so viel als möglich unten im Thal, während die Landstraße vom hohen Hügel stolz auf sie herabblickt, als wollte sie sagen: „Mach's nach, g'stabeliger Choli!" —

Es war noch früher Nachmittag, als Rupert an die Kreuzstraße herunterkam. Schon aus weiter Ferne hatte ihn Sepp, der vor dem Wirthshaus bei seiner mit zwei Rappen bespannten, leeren Kutsche stand, entdeckt und war dem mit seinem Geigenkasten und einer Reisetasche beladenen Musikmeister hundert Schritte weit entgegengelaufen.

„Gott grüß' Euch, Herr Oelhafen", bewillkommte ihn der dienstfertige Alte, „Ihr kommt gerade recht, ich hab' den fremden Herrn Baron eben hier ausgeladen; er geht zu Fuß nach Aarburg, wo er sich die Festung ansehen und die dortige hübsche Aussicht genießen will. Morgen wird er das Sälischlößchen besuchen und über Olten und Aarau nach Wildegg zurückkommen. Es ist jetzt gar schön zum Reisen, nicht wahr, Herr Oelhafen?"

„Allerdings", versetzte dieser, „nur sollte man keine Geigen nachtragen. Da, Sepp, versorgt mir das Instrument gut, sammt der Tasche, und dann wollen wir noch

ein Stündchen Rast halten, mein Magen knurrt rechtschaffen und sehnt sich ingrimmig nach einem tüchtigen Imbis, und eine Flasche kann uns Beiden auch nicht schaden, es ist ziemlich warm.“ —

Nach einer kurzen Stunde fuhren die Beiden munter und guter Dinge in's Land hinein. Rupert ließ es sich nicht nehmen, neben Sepp auf den Bock zu sitzen; das dünkte ihn weit lustiger, als drinnen in der Kutsche auf den weichen Polstern sich zu wiegen. Auch ließ sich so besser ein Gespräch führen, und Sepp war nicht der, der seine Mühle still stehen ließ, wenn er Wasser hatte.

„Ja, wie ich Euch sage“, erzählte er, „der fremde Herr Baron, den ich da an die Kreuzstraße geführt habe, ist aus Wien und heißt von Strachwitz. Schön ist er nicht, aber kräftig gebaut und ein tüchtiger Jäger und guter Reiter. Sein Gesicht zeigt arge Schmisse und sieht aus, wie ein zerhacktes Beefsteak; vielleicht ist er im Türkenkrieg so arg zugehauen worden. Er hat unsern Herrn schon kennen gelernt, als dieser noch schweizerischer Gesandter in Wien war. Der Teufel weiß, warum er da zu uns in den Aargau heraufgekommen ist; am Ende handelt es sich gar um eine Liebesgeschichte, aber ich werde nicht recht klug daraus. Er soll hordreich sein und in Oesterreich und Ungarn viele Güter und Schlösser besitzen.“

„So, also noch in Wien hat Herr von Effinger den Baron von Strachwitz kennen gelernt?“ fragte Rupert, dessen Auge forschend an Sepp's Gesicht hing. Viel-

leicht im Theater oder in einem Konzert", fügte er neugierig hinzu.

„Nicht ganz", lachte Sepp. „Ein Theater war es schon, aber nicht im Schauspielhaus, sondern auf der offenen Straße. Ja, das war eine Zeit, die ich nicht bald vergesse. Seht, dort drinnen bei Gislikon und Meierskappel stunden sie im Jahre 1847 im Sonderbundskrieg einander gegenüber, unsere eigenen Schweizerbrüder; dann im Hornung des folgenden Jahres ging's in Frankreich los, als sie den König Louis Philipp verjagten, und schon in den Märztagen wurde der allmächtige Minister Metternich in Wien gezwungen vom Bock zu steigen und seinen Abschied zu nehmen. Die Regierung verlor täglich mehr an Ansehen; alle Gewalt kam zuletzt an die aufgeregten Volksmassen, an die Nationalgarde und an die Studentenlegion. In Ungarn mottete es schon lange, bis endlich der Brand ausbrach. Als dann die kaiserlichen Truppen aus Wien abzogen, um die Revolution in Ungarn niederzuschlagen, brach in der Kaiserstadt selber ein furchtbarer Aufstand aus. Es war am 6. Oktober, ich weiß es noch so gut, als wär' es gestern gewesen, da wurde das Zeughaus gestürmt, das Volk bewaffnet, der Kriegsminister Latour ermordet. Wie dann Fürst Windischgrätz mit einer Armee heranrückte und Wien in Belagerungszustand erklärte, da kam erst die rechte Noth; die Stadt mußte sich übergeben und nun ging es den Führern und Theilnehmern des Aufstandes an's Leben. Eine Anzahl der-

selben wurde ergriffen und nach Kriegsrecht erschossen, unter ihnen Robert Blum. An einem dieser Schreckenstage war es, daß Baron von Strachwitz, von Spähern verfolgt, sich in den offenen Hof unseres Hauses rettete, athemlos die Treppe heraufstürzte und um ein Versteck bat, bis es ihm gelänge, aus der Stadt zu entkommen. Es war Niemand anwesend, als Fräulein von May, eine Verwandte des Hauses; richtig, die empfing ihn oben im Korridor und verbarg ihn aus Mitleid, bis der schweizerische Gesandte weiter über seine Person verfügen würde. Ich weiß nicht, ob es dem Baron gelungen ist, Herrn von Effinger von seiner Unschuld zu überzeugen, oder ob dieser ihn durch geeignete Vorstellungen über die Gefährlichkeit dieses Aufenthalts zur Flucht vermochte, — wie dem auch sei, der Baron gelangte nach einigen Tagen aus der Stadt und soll dann Kriegsdienste genommen haben, ob in der ungarischen Armee oder bei den Oesterreichern, das habe ich nicht erfahren. Man munkelte freilich, er sei der natürliche Sohn eines der vornehmsten Generale des österreichischen Heeres, dessen wahren Namen er nicht tragen dürfe; gewiß weiß ich es nicht, aber unter diesen Umständen war es ihm ja leicht, nach allen Seiten sich sicher zu stellen."

„Hat er Gefolge bei sich?"

„Nur einen Reitknecht und einen Kammerdiener. Aber, hol' mich der Kukuk, ich glaube, er will sich bei uns eine Frau holen. Und es kann keine andere sein, als Elisabeth von May, die eben jetzt auch in Wildegg

ist. Ich weiß nicht, ob sie noch heirathet, denn sie ist schon älter und häufig, glaub' ich, sogar krank; aber gewiß ist, daß der Baron ihr den Hof macht und um sie herumgeht, wie der Bär um den Honigbaum. Donnerwetter, Meister Oelhafen, ich möcht' es dem verwaisten Fräulein gönnen; es ist nicht gut, so allein in der Welt dazustehen, auch dann nicht, wenn man keinen Mangel hat."

Während Sepp fortfuhr in dieser Weise zu seinem Reisegefährten auf dem Bock zu plaudern und alle möglichen Familienangelegenheiten seiner Herrschaft auszukramen, wobei er nicht vergaß, an geeigneter Stelle sich selbst als höchst bedeutsame Person einzuflechten, neigte sich langsam der Tag. Die Schatten der Thürme und Bäume wurden länger, aber je mehr die Sonne dem Horizont sich näherte, desto klarer und zauberischer wurde es rings umher; ein sanfter, feenhafter Schimmer schwamm über Hügeln und Feldern und drang schmeichlerisch an's Herz, als wollte er sagen: Wie schön ist doch der Friede! Von diesem Gefühle beherrscht, schauten denn auch die Beiden seelenvergnügt in's Land hinein.

Es war eine Lust, zu sehen, mit welch' dankbaren Mienen die Bauern in der Umgebung der Dörfer die Aepfel und Birnen einheimsten, um sie folgenden Tages zum Markte zu bringen, oder aus ihnen für sich selbst ein gutes Tröpflein für die Wintertage zu bereiten. Dies Bild idyllischer Heiterkeit und Lieblichkeit regte in Rupert allerlei Gedanken an.

„Ich möchte doch unser Vaterland nicht mit zehn

Kaiserstädten vertauschen", sagte er jetzt zu Sepp, dem Gespräch eine andere Wendung gebend. „Das Herz geht Einem auf im Angesicht dieses reichen Herbstsegens. Da werden die Mostfässer, die schon lange leer auf den Dielen in den Kellern gelegen haben, wieder hervorgeholt und von der rüstigen Hand des Küfers ausgebessert und wieder diensttüchtig gemacht. Wer immer kann, füllt sich sein Fäßchen unter der Stegen mit perlendem Saft, und an der Stelle der Wasserkanne kreist der Mostkrug wieder lustig um die Kartoffeln und um die dampfende Habermußschüssel herum."

„Es ist gut, wenn die harten Zeiten vorübergehen", ergänzte Sepp. „Sonst machten die Bauern in den letzten Jahren, wenn sie die Weinberge betraten, ellenlange Gesichter. Wo waren da die reifen Beeren, die Einen voll und glänzend anschimmerten? Nichts als dürre, verkümmerte Körner zwischen welkendem Laub! Der „Wimmet", die fröhlichste Zeit des Jahres, war die traurigste geworden. Die Kelter stand leer, die Torkelpresse rostete! Kein geschäftiger Hammerschlag des Küfers ward mehr vernommen! Dann kam die Noth des Winters. Mit Mühe erschwang sich der Bauer das wenige Geld, um nur das Nöthigste für seine Lebensbedürfnisse anzuschaffen. Der Gerichtsbote mit der Pfändung trat ihm jeden Augenblick in's Haus; manchmal traf ihn die Gant! Aber heuer ist gottlob jede Besorgniß verschwunden und man darf wieder mit Hoffnung in die Zukunft blicken. Der Wein wird gut,

der Geist kommt nach und die alte Fröhlichkeit kehrt wieder ein!“

Rupert lachte. Das Fahren durch diese gesegneten Thäler dünkte ihn jetzt ein wirklicher Genuß; leicht flogen die Pferde dahin. Wenn nur Alle, die auf dem Bock sitzen im Lande, so herzliebe, menschenfreundliche Gedanken und so lautere Absichten hätten, wie sie unsere beiden Reisenden erfüllten! Schnell sank jetzt der Abend, als die schwarzen, glänzenden Rosse in ihrem silbernen Geschirr dem rauschenden Aabach entlang auf der waldbesäumten Straße von Lenzburg nach Wildegg hinuntertrabten, und bald tauchte das ansehnliche, rechts oben am Wülpelsberge gelegene Schloß Wildegg auf, dessen Fensterscheiben das späte Abendroth vergoldete.

Schloß Wildegg erhebt sich auf einem rauhen Felsenkegel, der in seiner untern und mittlern Lage mit allerlei Laub- und Nadelholz besetzt und von wildem Buschwerk bewachsen ist, während der äußere, terrassenförmige Hofraum der alten Burg von Ahorn-, Kastanien- und Lindenbäumen bestanden wird, die zur Sommerszeit ihre grünen, verschränkten Aeste kühlend über den plätschernden Schloßbrunnen und die ihn umgebenden Anlagen ausbreiten und ein Laubgewölbe bilden, unter dessen dunklem Dach hervor der Blick mit Wohlgefallen über die prächtigen Umgebungen hinschweift. Zwei Wege führen nach der mit kleinen Thürmen und verschiedenen Angebäuden versehenen, wohlerhaltenen Veste hinauf; der

hintere durch das Gehölz, während der auf der Seite von Mörikon, sich mehr in offenen Lichtungen bis zu den steinernen Treppen heraufwindet, welche den eigentlichen Zugang zum Schlosse bilden. Dieses letztere war in alten Zeiten Eigenthum der Grafen von Habsburg und bewohnt von ihren Truchsessen, die sich daher Truchsessen oder Schenken von Wildegg nannten. Nach ihnen kam es an die Herren von Hallwyl, dann, 1437, an die Landenberg von Greifensee und 1484 an Bern. In der Schlacht von Murten nun hatte sich Oberst Kaspar Effinger mit seinen Aargauern so rühmlich hervorgethan, daß die Regierung von Bern sich bewogen fand, ihm die genannte Herrschaft in Anerkennung seiner Tapferkeit für nur 1730 Goldkronen zu überlassen und ihn außerdem mit einem aus der burgundischen Beute verfertigten, silbernen Ehrengefässe zu beschenken, auf welchem Kaspar Effinger als geharnischter Ritter dasteht: zwei Gedenkstücke, wie sie kaum eine andere Familie aus jener Zeit inne hat, und welche beide, sowohl das Juwel als die Herrschaft, sich bis auf den heutigen Tag noch im Besitz der Familie von Effinger-Wildegg befinden.

In der That war es kein so übles Geschenk, das die Republik Bern dem alten, edlen und tapfern Geschlecht machte, dessen Mannsstamm im vorigen Jahr mit Baron Albert von Effinger-Wildegg, dem ehemaligen Geschäftsträger der schweizerischen Eidgenossenschaft bei der österreichischen Regierung in Wien (von welchem hier

in unserer Erzählung die Rede ist) erlosch. Herr von Effinger war im Jahr 1826 an diesen wichtigen Posten erwählt worden und hatte zweiundzwanzig Jahre lang die Schweiz würdig und unter oft schwierigen Umständen mit vielseitigem Geschick vertreten. Nach den welterschütternden Stürmen des Jahres 1848 hatte er seine Entlassung gewünscht und war seitdem als Privatmann in Wien verblieben, in den Kreisen der vornehmen Welt gerne gesehen und stets bereit, seinen Landsleuten, ohne Unterschied ihrer politischen Ansichten, hülfreich und nützlich zu sein. In einer glücklichen, obschon kinderlosen Ehe lebend, hatte er es nicht versäumt, seine Vaterstadt und vor Allem sein Stammschloß Wildegg von Zeit zu Zeit, namentlich in schönen Herbstmonaten, zu besuchen. Der idyllische Zauber, der jeweilen diesen kurzen Aufenthalt auf Schloß Wildegg umwebte, war auch ganz geeignet, die bestmögliche Erholung zu gewähren und über jede Sorge des Daseins hinwegzuheben. Hatte doch die Natur hier in Verbindung mit dem kunstsinnigen Geschmack der Schloßbewohner ein wahrhaft beneidenswerthes Eldorado geschaffen, wie es die Phantasie eines Dichters nicht schöner hervorbringen könnte. Eine Gemäldegallerie entzückte mit ihren seltenen Bildern nicht bloß die Eigenthümer des Hauses, sondern zog von Zeit zu Zeit irgend einen heitern, kunstverständigen Wanderer zum Schloß empor, der dort mit Vergunst ein paar Stunden im Anschauen dieser Meisterwerke sich vertiefte.

Der gastfreundliche Besitzer führte dann den an=

spruchslosen Jünger der Kunst etwa auch in den im nordöstlichen Theil des Schloßgebäudes liegenden Rittersaal, der in altem Geschmack hergestellt ist und dessen Mitte ein großer, eichener, ovaler Tisch ausfüllt, an welchem in früherer Zeit die Becher ohne Zweifel fleißig herumgegangen sind. An den Wänden prangen daselbst heute noch in voller Rüstung die lebensgroßen, schwertbewehrten, ernsten Gestalten der tapfersten Recken, von Rudolf von Habsburg an bis auf Hans von Hallwyl, sowie die weiblichen Trachtenbilder des längst untergegangenen Ritterthums, während im Hintergrund aufgestellte Wappenschilde, Helme, Panzerhemder, Türkensäbel und andere, sorgsam aufbewahrte, heraldische Raritäten Zeugniß geben von dem hünenhaften Geiste, der einst die gewaltige Zeit der Kreuzzüge bewegte.

Noch mehr als diese Kunstschätze im Innern stempeln die Schönheiten der Natur Wildegg zu einem lieblichen Edelsitz. Hundert frohe Menschen wallfahren im Frühling und im Hochsommer, wo das Schloß von seinen Herren verlassen ist, besonders an Festtagen, hier herauf, um sich die Welt und das Leben wieder etwas aus der Höhe anzusehen und einen Blick zu thun auf das gewaltige Rundbild, das sich alsdann dem Auge in wundersamer Beleuchtung und wahrhaft erhabener Pracht darstellt.

Auf der Nordwestseite streben der Bötzberg und die Gislifluh mit den andern Vorbergen des Jura waldig empor, und liegt unten, in romantischer, fast melancho-

lischer Abgeschiedenheit, nicht hoch über dem jenseitigen Ufer des plötzlich sich herumbiegenden Flusses, das Schloß Wildenstein, während der Blick gegen Westen über die majestätisch heranströmende Aare und ihre kleinen Werder bis nach Aarau und zu den Solothurnerbergen hinaufschweift. Im Süden erblicken wir vor uns die Zinnen von Lenzburg, etwas mehr rechts den lieblichen Hügel Staufberg mit seinem weithin sichtbaren Gotteshause, und über diese Prachtgefilde des Aargau's hinaus in gigantischer Ausdehnung die Alpenwelt, vom Glärnisch an bis zu den Mythen und dem Titlis, und bis hinüber zur Jungfrau und den andern Gebirgsriesen des Berneroberlandes! Drunten aber fließen, hüben und drüben, in lachenden Krümmungen Wald- und Wiesenbäche, öffnen und schließen sich sanfte Thalgelände, schlängeln sich Pfade an moosigen Felstrümmern vorbei, strecken sich Straßen durch's weite, ebene Land hin, lugen Häuser und Hütten aus Obstwäldern und Weingärten hervor und ergötzen reinliche Dörfer und Weiler voll Gewerbsfleiß in malerischer Anmuth das Auge. —

Ganz in dieses herrliche Rundbild versunken schaute Elisabeth von May am Morgen nach Ruperts Ankunft aus einem der steinernen Pavillons der Schloßterrasse. Ihr Geist schien sich selbst entflohen zu sein; sie hörte nicht den Jubel der Winzer drunten in den Reben, die sich in schöner Lage am Schloßhügel hinabziehen, nur da und dort von einer einladenden Baumgruppe oder einer Schattenlaube unterbrochen. Ihr Blick irrte trän-

merisch an den ewigen Schneefeldern der Jungfrau umher; trübe Erinnerungen legten sich auf ihre Seele, aus denen sie erst erwachte, als Frau von Effinger leise mit einem Körbchen voll Trauben und Schmelzbirnen hereintrat und ihr mit Besorgniß die kleine, weiße Hand sanft auf die Schulter legte. Erschrocken kehrte Elisabeth ihr hübsches Gesicht mit den großen, sinnenden Augen der Tante zu.

„Du bist nicht heiter“, sagte diese, indem sie sich neben ihr niederließ und ihr eine der honigsüßen, blauen Trauben reichte. „Du fliehst unsere Gesellschaft in dem Augenblick, wo Du sie vielleicht am nöthigsten hättest. Was ist Dir, Kind? Verursacht Dir wirklich die Werbung des Barons um Deine Hand einen so heftigen Kampf, daß Du darüber in Schwermuth sinkst?“

Wortlos stand Elisabeth auf. Alles Blut war aus ihren Wangen zurückgewichen. Sie schlang ihre Arme um den Hals der Tante und verbarg ihr Haupt an ihrer Brust. Sie weinte nicht; aber ihr Herz klopfte hörbar. Ueberlassen wir die beiden Frauen für einen Augenblick sich allein, um einen Blick in Elisabeths früheres Leben zu werfen. —

Elisabeth von May hatte ihre beiden Eltern früh verloren. Der herbe Schmerz um den Tod ihrer Mutter hatte auch den Vater bald in's Grab nachgezogen. Kaum zehn Jahre alt, war sie eine Waise geworden, kam dann zu ihrem mütterlichen Oheim nach Wien und wurde hier standesgemäß erzogen und wie das eigene Kind betrachtet.

Es ging lange, bis sie die Erinnerung an ihre erste Heimat zurückgedrängt hatte. Sie war in der herrlichen Umgebung von Bern, auf einem altpatrizischen Schloßgut in der Nähe von Wabern aufgewachsen. Zwanzig Jahre waren seither vorübergezogen. Sie hatte während dieser Zeit die Schweiz öfters wieder gesehen, und jedesmal war beim Anblick der Gebirge die Wunde ihres Herzens neu wieder aufgebrochen. Konnte sie die seligen Tage ihrer ersten Jugend vergessen? Alle Zärtlichkeit ihrer Verwandten vermochte nicht den geheimen Kummer aus ihrer Seele zu bannen! Immer schwebte ihr die stolz und malerisch mit ihren Häusermassen auf dem von der Aare umspülten Sandsteinfelsen sich erhebende Vaterstadt vor Augen; immer wieder durchwanderte sie im Geist jene schattenreichen Prachtalleen, welche Bern auf allen Seiten umgeben; mit unvergeßlichen Zügen hatte sich ihr die Aussicht vom Schänzli auf die silberduftige Alpenkette eingeprägt, und in ihren Morgenträumen vernahm ihr Ohr oft das Trillern der Lerche in hoher Luft; sie hörte den Glockenreigen der sich nähernden Heerde zur Zeit, wo der graue Nebelflor von den Tannenwipfeln emporsteigt und der Hochwachtsattel zum goldenen Thore wird, — dann erwachte sie und hatte für das Andenken an ihre Eltern und für ihre schönen Jugenderinnerungen nichts als Thränen!

Der Schimmer und Glanz der Weltstadt vermochte nicht, sie für das, was sie verloren, zu entschädigen; die elegante, lächelnde, hin und her trippelnde, schwärmende

und tändelnde Welt in ihren wolkenduftigen, von magischem Licht gedämpften Salons und Gemächern übte auf sie nicht jenen bestrickenden Zauber aus, der junge Gemüther, die plötzlich ahnungslos auf die Wellen der großen Gesellschaft geworfen werden, sonst so leicht gefangen nimmt. Elisabeth gehörte nicht zu jenen Frauen, die den Mangel an innerer Wärme und Gefühlstiefe durch ein ewiges, zuckersüßes Lächeln zu verdecken suchen; es lebte eine wahrhaft große Seele in ihr, ein vornehmes Wesen, das auf wirklichem innern Adel beruhte. Ihr starkes Gefühl konnte sich nicht gut an die Empfindungsweise Anderer akkommodiren; der beste Stolz ihres geistigen Bewußtseins trug sie bei sich selber immer wieder über alles Fremdartige und bloß Anempfundene empor. Aber indem sie bei ihrem Hang zur Einsamkeit mehr und mehr der schmerzlichen Erinnerung an ihre gestorbenen Lieben sich ergab, erlosch für sie zusehends das äußere Lebensinteresse; das Wesen ihrer Seele wich scheu vor der erblassenden Außenwelt zurück, und auch sie wurde nach und nach von der allgemeinen, modernen Empfindung der Werthlosigkeit alles Lebens ergriffen. Wer kennt sie nicht, jene Stimmungen, in denen eine hypochondrisch-grübelnde Beobachtung der Natur und des Menschendaseins unter der Einwirkung eines vielleicht überfeinen und verwöhnten Herzens nach und nach, fast ohne daß man's gewahr wird, die durch eine liebevolle Phantasie verklärte Welt in eine Stätte des Elends umschafft, in den Abgrund eines ewig offenen Grabes ver-

wandelt!? Wie schwer wird alsdann die Rückkehr zu einer ruhigen, vernünftigen Betrachtung des Lebens, zur Vollbringung eines redlichen Tagwerkes, zur heilsamen, beglückenden Einwirkung auf Andere! —

Elisabeth verbitterte sich trotz alledem nicht in ihrer Seele, obwohl diese nicht selten krankhaft umnachtet war. Ihre sittliche Widerstandskraft war keineswegs zur eigentlichen Lebensfeigheit herabgesunken, im Gegentheil, ihr ganzes Wesen hatte nach und nach einen stark religiösen, fast mystischen Zug angenommen, der vollends mächtig in ihr wurde, als ihr die Schriften des berühmten Theosophen Swedenborg in die Hände fielen, die sie mit großer Begier und vielem Behagen las. Dabei ging ein ganzer Strom von Güte von ihrem Wesen aus, welcher ihre Umgebung anmuthete wie der Duft der Veilchen im Frühling, der in verborgener Stille schleicht und Herz und Gemüth stets so wunderbar erquickt und belebt.

Und jetzt kam plötzlich die Werbung des Barons, der sie Jahre lang nicht gesehen, aber auch nicht vergessen hatte. Er hatte sie selbst bei ihr angebracht, mit aller biedern Herzlichkeit und schlichten Offenheit, die ihm eigen war; dann war er, wie wir wissen, für ein paar Tage fort, um ihr Zeit zu lassen, ihr Herz zu befragen und einen Entschluß zu fassen. Er konnte jede Stunde zurückkehren; was sollte sie thun? —

In den Busen ihrer mütterlichen Freundin schüttete sie jetzt ihre geheimsten Gedanken aus. Wer war er

denn, dieser Baron? Es lag für sie über dessen Herkunft und Existenz ein geheimnißvoller Schleier. Sollte sie ihr künftiges Leben getrennt von ihren Verwandten, ferne von der Heimat, auf unheimlichen Schlössern und unter einem wildfremden Volke zubringen?

Wohl sagte ihr die Tante, jedes menschliche Verhältniß sei hohl und trügerisch im Leben, verglichen mit einer richtigen Ehe; aber war sie denn sicher, daß sie mit dieser Wahl das Richtige treffe und nicht vielmehr eine Genossin jenes Märtyrerthums werde, welches durch Rohheit und Gleichgültigkeit ihrem Geschlecht schon so tausendfach bereitet worden? — —

Während diesen vertraulichen Ergüssen hatten sich droben im Schloßsaal die Fenster geöffnet und wunderbare, versöhnende Akkorde, von Rupert's Meisterhand dem neu gestimmten Instrument entlockt, tönten herab. Was war aller Kummer und alle Sorge diesen himmlischen Tönen gegenüber? Die Musik heilt die Melancholie und selbst den Wahnsinn; mit stummer Andacht lauschten die Frauen den süßen Klängen aus der Höhe und nach einer Weile schritten beide langsam und in sich beruhigt, Arm in Arm, in die Weinberge hinunter.

Baron von Strachwitz war erst ein paar Tage später zurückgekehrt. Es waren wichtige Briefschaften aus Wien für ihn eingetroffen, deren Inhalt ihn tief berührte, so daß er einen ganzen Nachmittag sich auf seine Zimmer zurückzog und sich unwohl melden ließ.

Am folgenden Morgen verlangte er eine Unterredung mit Herrn von Effinger, der seinen Gast in den Rittersaal führte, dessen Wände im Lauf der Jahrhunderte schon so manches politische und Familiengeheimniß vernommen hatten, ohne dasselbe auszuplaudern. Der Inhalt ihres ernsten Gespräches drehte sich um die Familiengeschichte des Barons, der in Folge der aus Wien erhaltenen Mittheilungen genöthigt war, Herrn von Effinger sich ohne Rückhalt anzuvertrauen und von ihm sich Rath zu erbitten. Theilen wir dem Leser von diesen Enthüllungen mit, was nöthig ist, um unsere Geschichte zu verstehen.

Der hochbetagte Graf von *** war österreichischer General und bei der Belagerung der ungarischen Festung Komorn im Jahr 1849 so schwer verwundet worden, daß er schon ein paar Monate später starb. Er hatte Zeitlebens ein männliches, unerschrockenes Herz, einen starken, wehrhaften Leib, einen vornehmen, aristokratischen Sinn und besaß große Reichthümer, verbunden mit Rang und Ansehen. Dabei gab er sich zur Erholung all den ritterlichen Beschäftigungen hin, welche von Edelleuten vorzugsweise als sogenannte noble Passionen bezeichnet werden. Er war ein gewaltiger Jäger vor dem Herrn und berief sich dafür auf die heilige Schrift selber, „denn“, pflegte er zu sagen, „hätte Gott kein Wildbrät haben wollen, so hätte er keine Hirsche und Rehe, Hasen und Wildschweine in die Arche Noäh nehmen lassen.“ Er war ein kühner Reiter, denn er hielt dafür, es solle von einem Edelmann nicht heißen, er sitze, wie ein Hypo=

chonder auf seinem Leseesel, er schieße wie ein Sonntags-schütz, fechte wie ein Studentlein und tanze wie ein Handwerksbursch.

Aber im Punkte der Galanterie hatte er seine Schwach-heiten, ohne sich jedoch, wie manche Andere, welche den Adel bloß in Wappen und Diplomen suchen, das Un-edle und Gemeine als Muster zu nehmen. Seine Aben-teuer behielten stets einen gewissen romantischen An-strich; es widerstrebte ihm, auf eine Aufsehen erregende Weise in allzu niedrige Kreise der Gesellschaft herabzu-steigen, und seine strengen Anforderungen mit Rücksicht auf äußere Formen legten für sein sittliches Gefühl immerhin kein schlechtes Zeugniß ab.

Die Frucht einer ernsthaften Neigung zu einer ge-feierten Sängerin des Hoftheaters war ein natürlicher Sohn, den der Graf als solchen anerkannt und standes-gemäß hatte erziehen lassen. Von seiner eigenen, früh-zeitig verstorbenen Gattin hatte er nur einen einzigen Sohn, den jungen Grafen Karl von ***, der indessen mehr Sinn für die Kunst, als für das Kriegshandwerk zeigte und darum die diplomatische Laufbahn betreten sollte. Aber, wie es zu geschehen pflegt, daß der Apfel meist nicht weit vom Stamm fällt, lenkte auch der junge Graf in die Fußstapfen des Vaters ein und ließ sich von seinem wilden Blut zu einer Leidenschaft ebenfalls für eine junge Sängerin hinreißen, welche gerade die nämliche Folge hatte, wie bei seinem Vater, nur mit dem Unter-schied, daß Graf Karl gegen den ausdrücklichen Willen

des Erstern seine Geliebte heirathen und damit in den Augen desselben eine Mesalliance eingehen wollte, die als eine Entehrung des gräflichen Stammbaums gelten konnte. Graf von *** hatte seinem Sohn mit Enterbung gedroht und seine Entrüstung war einigermaßen zu begreifen, weil er gar keine nähern Verwandten besaß, deren männliche Nachkommen den Adel seines Geschlechts und seinen Namen hätten auf die Nachwelt bringen mögen.

Auf diese Ordnung hin war die Heirath unterblieben; der Knabe, der aus dieser ungesetzlichen Minne entsproßte, erhielt den Namen der Mutter und wurde Karl Schmidt genannt. Ein paar Monate nach dem Wochenbett war dieselbe gestorben; von Liebe und Gewissensbissen getrieben, hatte sich Graf Karl noch einige Stunden vor ihrem Tode heimlich durch einen Priester mit ihr trauen lassen. Ein Jahr später fiel er im Pistolenduell mit einem adeligen Offizier, der ihn anläßlich dieses Verhältnisses mit einer Bürgerlichen beleidigt hatte. Um diese Zeit kam es dem alten Grafen von ***, der an einer heftigen Krankheit darniederlag, zu Sinne, sein mögliches Ableben in's Auge zu fassen, sich mit den Tröstungen der Religion zu versehen und ein Testament zu machen. Er bediente sich dabei, aus Zufall oder aus Absicht, desselben Priesters, der die Ehe seines Sohnes heimlich eingesegnet hatte. Der schlaue Jünger Loyala's mit seinen grünlich schimmernden Augen, seinem sarkastisch lächelndem Munde und seiner stolzen, imponirenden Haltung war ein zu

berechnender Kopf, als daß ihm der Gedanke an das Wohl seiner Kongregation nicht näher gestanden hätte, als das Seelenheil des Generals. So kam es, daß dieser in seinem Testament zwar den Knaben seines getödteten Sohnes, der bei einer Freundin seiner Mutter untergebracht war, zur einen Hälfte und seinen eigenen natürlichen Sohn Robert, dem er den Titel eines Barons von Strachwitz gekauft hatte, zur andern Hälfte als Erben seines ungeheuren Vermögens einsetzte, mit dem Zusatze jedoch, daß, wenn der Eine oder der Andere ohne Leibeserben sterben würde, der Erbtheil desselben als Vergabung durch die Vermittlung der „Gesellschaft Jesu" an die Kirche fallen solle.

Dieses Testament wurde amtlich deponirt und von dem General später um so weniger zurückgenommen, als ihm der schlaue Priester Genesung vorausgesagt hatte, die auch wirklich eintrat. Etwa vier Jahre später verschwand Karl Schmidt plötzlich. Man wußte nicht, war der Knabe geraubt worden oder irgendwo in's Wasser gefallen; alle Nachforschungen der Justiz und Polizei waren erfolglos geblieben. Der General hatte unter diesen Umständen allerdings mehrere Male daran gedacht, sein Testament zu ändern; aber er hatte es stets wieder verschoben und war dann plötzlich vom Tode überrascht worden. Ehe er starb, hatte er noch Robert von Strachwitz, der im gleichen Heere gezwungen mit dem Vater gegen die Ungarn focht, zu sich rufen lassen, ihm von dem Inhalt des Testaments Kenntniß gegeben und dann in Ver=

vollständigung desselben die letzte Willensverfügung getroffen, daß während der nächsten fünfzig Jahre nur die Zinse der einen Erbhälfte als kirchliche Vergabungen herausgegeben werden sollten, indem während dieser Frist vielleicht Nachrichten über den spurlos Verschwundenen eingehen könnten. — —

Und diese Nachrichten waren jetzt eingegangen! Sie lagen vor in den Mittheilungen der königlichen Justizbehörde in Turin an den Baron Robert von Strachwitz, und lauteten dahin: ein kürzlich in Turin verstorbener, früherer österreichischer geheimer Polizeiagent habe daselbst vor seinem Tode gebeichtet, er hätte vor achtzehn Jahren in Wien auf höhern Befehl einen Knaben geraubt Namens Karl Schmidt und denselben auf seiner Flucht nach Italien in Bern, in der Schweiz, ausgesetzt und seinem Schicksal überlassen. Er bereue dieses Verbrechen, für das er reichen Sündenlohn empfangen, tief. Näheres über die eigentlichen Urheber der That habe nicht von dem Bösewicht erhoben werden können, der wegen eines Mordes im Kerker gesessen und während der Beichte seine schwarze Seele ausgehaucht habe. —

„Ja, ja“, sagte Robert von Strachwitz, „die Kirche hat einen großen Magen und hat schon viele Länder und Völker gefressen! Wenn der General, mein Vater, wüßte, wie schändlich man ihm mitgespielt, er würde sich im Grabe noch umkehren! Aber jetzt ist es meine Pflicht, Alles zu thun, um dem armen Karl, wenn er noch lebt, auf die Spur zu kommen. Was wird das arme Kind

nicht Alles erlitten und erduldet haben, während ich alle Vortheile der Geburt und unseres Standes genoß! Aber auch ich, mein lieber Herr von Effinger, ich sehne mich wahrlich nicht umsonst nach einem Wesen, das ich ganz mein eigen nennen, dem ich meine innerste Seele anvertrauen könnte; ich habe die Mühsale des Krieges ertragen und die Früchte eines faulen Friedens genossen, — wie schwankend, trüglich und unsicher ist doch Alles im Menschenleben! Das Schicksal meines Vaters und das seiner Familie haben mich belehrt, daß das Heil des Menschen zu jeder Zeit nur in einer glücklichen Ehe, in einem edlen Familienleben Bestand gewonnen hat. Es bleibt wahr, was ein das Leben in seinem Kernpunkt erfassender Schriftsteller sagt: „Man kann Alles haben, Freundschaft, Ehre, Bildung, Reichthum, Genie, — wenn man kein liebendes Weib hat, ist man ein trostloser, freudenleerer Mensch. Man kann Alles verlieren, Freunde, Vaterland, Kinder, Geld und Gut, selbst die bürgerliche Ehre, — wenn man ein liebendes Weib behält, ist man noch nicht ganz lebensunfähig.“

Herr von Effinger drückte dem vierzigjährigen Mann, der so offen und mit so tiefem Gefühl sich ausdrückte, die Hand und versprach ihm, selbst unverzüglich mit ihm nach Bern zu reisen, um Karl nachzuforschen. Was die Werbung des Barons um seine Verwandte betraf, sagte er: „Kommt Zeit, kommt Rath. Ich weiß, daß Sie meiner Nichte würdig sind, Herr Baron, und sie selbst wird dies um so eher erkennen, je mehr Sie in

Ihren Verhältnissen offen sind gegen sie. Darum lassen Sie uns jetzt zu den Frauen hinuntergehen, denen Sie ihre Neuigkeiten nicht vorenthalten dürfen; wie traurig dieselben auch klingen, so Etwas gibt Schwung und Leben in weibliche Herzen, und", fügte er bedeutungsvoll hinzu, „in dieser Stimmung sind die Frauen am wenigsten unzugänglich."

Frau von Effinger saß mit Elisabeth im untern Schloßgarten. Es war der letzte Tag der Weinlese. Ein herrlicher, blauer Himmel war aus den Morgennebeln hervorgegangen, und das Jauchzen der Winzer unten im Weinberge, vermischt mit den heitern Scherzen und dem fröhlichen Gelächter der Mädchen, drang vernehmlich und erfrischend zu ihnen herauf. Bisweilen erschreckte ein Mörserschuß die ruhige Luft, und von Zeit zu Zeit knallte eine Pistole in den Reben und unterbrach für einen Augenblick das fröhliche Rufen und Gejohle der Landleute. Als nun aber Herr von Effinger mit seinem Gast auf die Terrasse herunterkam und mit ernstem Gesicht die Mittheilung der ganz romanhaft klingenden Neuigkeiten einleitete, als dann Baron von Strachwitz nicht ohne innere Bewegung die geschilderten Vorgänge in kurzen, schlichten Worten wiederholte, da waren die Schleußen der weiblichen Neugierde durchbrochen, der Jubel, der drunten um den Berg herumbrandete, verlor seine Bedeutung und ward nicht mehr gehört; dagegen wurde Baron von Strachwitz mit Fragen über die nähern Details seiner Geschichte und Lebensschicksale be=

stürmt und vermochte kaum den ganzen Nachmittag im angenehmen Zwiegespräch den an ihn gestellten Anforderungen ein Genüge zu leisten. Am meisten verwunderte sich Frau von Effinger, daß man nie etwas von einem solchen Fall in Bern gehört; man erging sich deshalb gegenseitig in Hoffnungen und Befürchtungen über den endlichen Ausgang dieser wunderbaren Geschichte, die besonders für Elisabeth ein großes Interesse zu haben schien.

Es war Robert von Strachwitz nicht entgangen, daß Fräulein von May sich bei der Erzählung von seiner Herkunft etwas verfärbte, aber im Laufe seiner Mittheilungen immer größere Theilnahme an den Tag gelegt hatte; als dann die Frauen sich näher über seine eigene Mutter, die noch lebte, und über die Gattin des unglücklichen Grafen Karl erkundigten, hatte er Gelegenheit gefunden, sich als einen Mann von Gemüth und Charakter zu zeigen, der keineswegs glaubte, der Mensch fange erst beim Baron an, als einen Mann, der über Landwirthschaft, wie über Industrie, über Monarchie, wie über Demokratie, über Malerei, wie über Musik mit nicht gewöhnlichem Geist zu reden verstand. Die Säbelhiebe, die er als Reiteroberst im ungarischen Feldzuge erhalten, fingen jetzt auf seinem Gesicht für Elisabeth wie dunkle, purpurne Ehrenröslein zu glühen an, und vielleicht war jetzt in diesem Augenblick in ihrem Innern das Urtheil zu Gunsten der Bewerbung dieses Mannes gefällt, wenn nicht am späten Abend das Gespräch eine Wendung ge-

genommen hätte, die ihr denselben in einem weniger günstigen Lichte erscheinen ließen.

Baron Robert hatte dem Hochdruck weiblicher Neugier nachgegeben und u. A. erzählt, wie der General seine Mutter in Mozart's „Don Juan", als sie die „Zerline" sang, kennen und lieben gelernt, und wie Graf Karl für seine Frau in Meyerbeer's „Robert der Teufel", in welchem sie die „Alice" darstellte, eine unauslöschliche Neigung gewonnen. Man war so auf die wunderbaren Verkettungen zu sprechen gekommen, welche die menschlichen Schicksale durch äußere Eindrücke, Einwirkungen und sonderbare Zufälle erleiden, und hierin sehr verschiedener Ansicht gewesen. Elisabeth behauptete, es gebe keinen Zufall; alles Geschehen stehe unter sich in einem nothwendigen, innern Zusammenhang, und auch das Böse müsse stets dem Guten dienen.

So kam man nach und nach auf den Teufelsglauben, auf den Dämonismus, auf Geistererscheinungen, Visionen u. dgl. zu reden, und Strachwitz machte kein Hehl daraus, daß er von all diesem Zeug nicht viel halte. Das hatte ihm Elisabeth, deren phantasievolles, tiefgründiges, feinfühliges Wesen ja längst in dieser spirituellen Welt ihre Heimat gefunden, plötzlich wieder entfremdet. Man hatte das Gespräch bis Mitternacht droben im Saal bei Thee und Punsch weiter fortgesponnen; die Geister hatten sich dabei erhitzt, aber keine Uebereinstimmung erzielt, obgleich Herr von Effinger mit einigen heitern Anekdoten aus diesem Gebiet sich auf die Seite

seines Gastfreundes neigte, um das Gleichgewicht möglichst wieder herzustellen. Als es gegen die Geisterstunde ging, trennte man sich höflich, um den Schlummer zu suchen, und hätte sich wohl auf ewig getrennt, wäre dem Grafen nicht ein Zufall zu Hülfe gekommen, den man auf der andern Seite für einen Wink des Schicksals nahm!

Im Bären drunten bei der Mühle, am Fuße des Schlosses, ging es um diese Zeit hoch her. Die Lese war beendigt, die Trauben waren eingestampft und in die Kelter gebracht, die Presse knarrte und ächzte, und von ihr herab lief der junge Saft wie rothes Blut in die Kufe. Von Zeit zu Zeit ließen junge Bursche ein paar Raketen in die dunkle Nacht emporsteigen, deren Sternenregen hoch über den Zinnen des Schlosses verglomm; oder ein kreisendes, feuriges Rad warf seinen Glanz weit in die dunkle Gegend hinaus und verpuffte unter dem Jauchzen und Gelächter der fröhlichen Jugend. Drinnen aber im Wirthshaus hatten sich die Arbeiter in der vordern Gaststube gesammelt, Knechte und Mägde, Jung und Alt, während in der anstoßenden, offenen Herrenstube die Musiker Stellung genommen und soweit Platz zum Tanzen gemacht hatten, daß an einem besondern Tisch einige reiche Bauern und Fabrikanten noch bequem ihr Abendtrünklein halten und ihre Pfeife rauchen konnten. Rupert, der seit Jahren hier bekannt war, hatte es sich nicht nehmen lassen, an dieser ehrenwerthen

Gesellschaft sich zu betheiligen, zu der auch der Kutscher Sepp und des Barons Reitknecht gehörte, der allerlei Jägerlatein und lustige Waidmannsstücklein zum Besten gab, welche nicht wenig die allgemeine Heiterkeit erregten. Rupert zechte wacker mit, obschon ihm die Musik fast das Trommelfell zerriß, während sie dem jungen Blut als ein bezaubernder Ohrenschmaus erst recht auf die Beine half. Die Bauern hatten es heute recht auf ihn abgesehen, denn sie tranken ihm fortwährend fleißig zu und er kam auch bald unversehens in jene selige Stimmung, in welcher der Schreiner seinen Hobel, der Schuhmacher Pech und Zwirn, der Schneider den Ellenstecken und der Kutscher die Peitsche vergißt, und wo nur Alle, wie dies im Herbst oft der Fall ist, dem Zuge jenes Dämons folgen, der das Völklein so gern am Kragen hält, wenn er ihm neuen Wein einschenkt. Aber auch hier galt das Wort:

Und was man so den Teufel heißt,
Ist insgemein der Herren eig'ner Geist!

„Herr Oelhafen“ hieß es jetzt hinten und „Herr Oelhafen“ vorne; aber Rupert fing zum Glück an, einen bedenklichen Schwindel im Kopf zu fühlen und die List der Bauern zu merken. Ihnen machte der Wein nichts; diese verfluchten Kerle wären selbst von den eidgenössischen Kesselinspektoren für bombenfest erklärt worden, denn sie hatten ihre Dampfkessel längst schon auf alle Atmosphären geheizt, und da war an ein Zerspringen nicht leicht zu denken. Rupert ging einen Augenblick hinaus,

um sich ein wenig zu orientiren und zu besinnen, was er anheben wolle. Seine Uhr zeigte auf halb zwölf Uhr; der Saal im Schloß droben war noch hell erleuchtet. Aber der gute Oelhafen stand nicht völlig zwei Minuten draußen an der frischen Luft, als er auch merkte, er habe genug Oel am Hut, um schnurstracks den Weg zum Schloß hinauf ohne weitern Abschied allein anzutreten. Dies geschah auch, und da es ihn etwas fröstelte, zog er die schwarzseidene Nachtmütze, seine stete Begleiterin auf solchen nächtlichen Gängen, über den Kopf, setzte den Hut darauf und begann muthig die Festung zu ersteigen. Die Einnahme derselben gelang ihm auch vollkommen bis auf den kleinen Unfall, daß er an einer Stelle ein Stück Mondschein für einen Steg über einen kleinen Graben ansah und richtig hineinplumpste. Sonst kam er glücklich oben an, huschte leise an der Küche vorbei, in der die Mägde laut plauderten und erreichte sein grünes Stübchen, das er, wenn er im Schloß auf Besuch war, von jeher inne hatte. —

Bald nachher war auch Elisabeth in ihr Schlafgemach, das auf demselben Stockwerk lag, heraufgestiegen. Sie fing an vor ihrem Toilettentischchen langsam sich zu entkleiden und ihre Haare zu ordnen; als sie sich dabei einmal gegen den Zimmerraum umwendete, — Himmel! da lag eine Gestalt mit einem schwarzen Kopf und einem großen Horn in ihrem Bett, der leibhaftige Teufel! Ein markdurchdringender Schrei — und das Fräulein flog, den brennenden Leuchter in der

Hand, zitternd wie ein Espenlaub, die Treppe hinunter in die Küche.

„Ach, das ist ja der Oelhafen, der alte Esel", sagte Vreni, die Zimmermagd. „Er war drunten im Bären, hat im Stillen eine Katze heimgebracht und sich im Zimmer geirrt, das ja im Korridor gerade gegenüberliegt. Die Betten sind heute frisch angezogen worden; das Beste ist, Sie schlafen diese Nacht in seinem Zimmer. Sie können es ja verriegeln; er wird jedenfalls hart genug schlafen und Sie nicht stören!"

Die Sache war richtig und der Vorschlag annehmbar. Vreni mußte zur Vorsicht noch nachsehen; ein paar Minuten später stand Elisabeth im grünen Stübchen und wollte sich völlig entkleiden, als ein gedehntes „Uah!" sie tödtlich erschreckte. Sie schaute sich um; da reckte und streckte sich im Bette dieselbe fürchterliche Gestalt von vorhin. Elisabeth stürzte mit dem Licht hinaus, und, einer Ohnmacht nahe, rief sie kläglich um Hülfe. Es war ihr, als ob die Mauern des Schlosses um sie her zu tanzen anfingen; aus den dunklen Ecken des Korridors grinsten sie Dämonen an, — sie ließ den Leuchter zu Boden sinken und das Licht erlosch. Jetzt stürmte von der einen Seite der Baron, der noch auf war, in der einen Hand die brennende Kerze in der andern den Degen in der Faust heraus, — gerade zu rechter Zeit, um Elisabeth, der in dieser Angst alle Sinne vergingen, in seine Arme aufzufangen. Jetzt kamen die Mägde mit den Oellampen die Treppe heraufgestürzt und

aus dem andern Flügel des Schlosses mit brennenden Lichtern Herr und Frau von Effinger. Es war eine unbeschreibliche Verwirrung; aber das Räthsel löste sich schnell, als jetzt Oelhafen noch seinen Kopf zu der halbgeöffneten Thüre des grünen Stübchens herausstreckte, um auch seinen Theil an der Komödie beizutragen. Der Arme hatte seinen Irrthum, als er beim ersten Schrei des Fräuleins erwacht war, eingesehen und war langsam in sein eigenes Gemach hinübergehuscht, aber erst nachdem Vreni darin Nachschau gehalten! Elisabeth wurde jetzt mit Essenzen und allerlei Sprengwassern behandelt, so daß sie wieder zu sich kam und, als ihr der Sachverhalt klar wurde, bald selber darüber lachte. Herr von Effinger machte den Vorschlag, noch eine Stunde im Salon zusammenzusitzen und einen zweiten Punsch zu brauen, was allerseits als das Vernünftigste anerkannt und auch sofort in's Werk gesetzt wurde. Rupert „der Teufel“ mußte auch herunter, er mochte wollen oder nicht, um sich über seine dämonischen Fähigkeiten gehörig zu legitimiren und zu dokumentiren. Nach einer kleinen Weile war die Heiterkeit bei Allen zurückgekehrt und man lachte herzlich über den unerwarteten Spuck. Graf Robert saß neben Elisabeth; ihr Blick und ihr warmer Händedruck sagte ihm, daß sie, die sich schwach Fühlende, ihr Herz für ewig an ihn, den Tapfern und Muthigen, verloren habe!

Rupert, der bei dem warmen Punsch gehörig aufthaute, nachdem er zuvor ein Gesicht gemacht, wie die

Katze, wenn es donnert, zeigte sich indessen erst jetzt als rechter Hexenmeister. Zuerst trug er auf dem Flügel ein paar groteske Phantasieen über Motive aus „Don Juan“ und „Robert der Teufel“ vor; aber als er dann, ermuthigt durch den ihm allseitig gespendeten Beifall plötzlich zu Baron von Strachwitz hintrat und ihm in vertraulichem Tone eröffnete, er werde nächstens in Familienangelegenheiten nach Wien reisen und erbitte sich in der großen, im völlig unbekannten Kaiserstadt seinen Rath und Schutz, — da fing auch Herr von Effinger an zu glauben, es sei im Gehirnkasten des Musikers irgendwo eine Schraube losgegangen. Eine unbeschreibliche Freude aber bemächtigte sich Aller, als nun Rupert die Geschichte von dem entwichenen Knaben erzählte und dessen Brief aus Wien vorzeigte. Der Baron von Strachwitz umarmte und küßte ihn; Rupert aber wußte nicht wie ihm geschah, bis er jetzt auch von der andern Seite das fast Unglaubliche erfuhr! Das Morgenroth grüßte fünf glückliche Menschen; es ist süß, den Schlaf zu brechen, wenn die Bosheit und die Selbstsucht unterliegt und Liebe und Treue, diese holden Engel des Menschengeschlechts, triumphiren! —

Am glücklichsten war Frau Margarethe, als sie nach ein paar Wochen ihren Karl wieder an's Herz drücken konnte, der nach Bern gekommen war, um der Vermählung des Barons von Strachwitz mit Elisabeth beizuwohnen.

Sie lächelte durch Thränen, als ihr der Wieder=

gefundene ankündigte, er habe ein Schloß am Thunersee gekauft und Rupert und sie müßten dasselbe von nun an als seine Schloßverwalter, bei denen er jedes Jahr mit seinen Verwandten ein paar Monate zubringen werde, bewohnen. —

Die Hochzeit des Barons fand in dem nahe bei Bern gelegenen Dorfe Muri statt. Sepp hatte viel zu thun, bis die vierspännigen Kutschen der hohen Herrschaften gehörig Posto gefaßt. Und jetzt bimmelten die Glöcklein des Dörfchens; eine Karosse um die andere hielt vor der Thüre der kleinen Kirche und gab ihre festlich geschmückten Insassen ab. Wie prächtig schnaubten die Pferde, wie stolz scharrten sie und warfen ihre Köpfe in den silbernen Gebissen zurück! Und als jetzt die Glockentöne verhallt waren, da wogte ein sanfter, entzückender Orgelklang durch das im Halbdunkel prächtiger Glasmalereien liegende Kirchlein; der Rupert strömte in diesen Klängen sein Herz aus und spielte ihnen Allen die Seele aus dem Leib hinweg!

Nach der Trauung ging es fort, in die weite, weite Welt, — nach Wien hinunter. Margaretha und Rupert saßen an der Seite ihres Pflegesohnes und genossen das Glück in seiner reinsten Erscheinung zum ersten Mal in ihrem Leben! —

Die Schafhüterin.

Eine Dorfgeschichte.

Nach dem Französischen von E. Pouvillon.

I.

Allein.

„Lesette!" —

Sie erhob sich langsam und stützte sich im Bett auf. Das Haupt verstört, die Arme lässig, die Augen schwer, saß sie da, kummervoll, in ihrem Gesichte noch den Schatten eines bösen Traumes bewahrend. War es vielleicht nur ein Trugbild, eine täuschende Erscheinung, die sie jetzt hinter dem Bettvorhang so beunruhigte? Sie fragte sich selbst, und in dem Maße, wie sie wieder Bewußtsein gewann und zu sich selber kam, nahm die Vision, statt zu verschwinden, die Gestalt der Wirklichkeit an.

Ach, es war ja nur zu wahr; heute, in ein paar Augenblicken schon, sollte sie von den Ihrigen scheiden und den heimischen Boden verlassen, um dienen zu gehen bei Fremden, in einem unbekannten Lande!

Ein trauriger Abschied, aber was wollte sie machen? Es war so Sitte im Segala. Jeden Winter wandern dort ganze Haufen von Burschen und Mädchen aus, die den kalten Ginstersteppen, den feuchten Viehweiden und altvertrauten Granitfelsen den Rücken kehren, um ihr Glück auf der andern Seite des Aveyron zu suchen, gegen das Causse hin, das in seinem Kalkboden Korn und Wein hervorbringt, das Leben süßer und die Arbeit lohnender macht.

Der Zeitpunkt war für Cesette gekommen. Schon auf letzte „Allerheiligen" sollte sie fort, wären nicht die bösen Fieber gewesen, die sie den ganzen Winter über in den Kaminwinkel bannten, wo sie, die Hände unter der Schürze, unthätig war und vor Frost schlotterte. Als mit dem Frühling ihre Kräfte wieder zurückkehrten, verstand sie sich gerne dazu, mit dem ersten Tage zu gehen. Und doch blieb ihr noch eine kleine Hoffnung, denn sie dachte, daß es bei der vorgerückten Jahreszeit wohl nicht gelingen werde, sie in einem der Pachtgüter unterzubringen, wo die Dingverträge gewöhnlich im Jahr nur ein Mal gemacht wurden, nämlich auf Martini. Alle angrenzenden Pächtereien und Bauernhäuser waren in der That schon mit Mägden versehen; aber das Unglück wollte es, daß die Schäferin von Ramaïrel, einem sehr weit nach der Seite des Causse hin gelegenen Gute, starb, zu dem einzigen Zwecke, daß Cesetten's Mutter, eine ehrbare und fleißige, mit einer starken Familie belastete Wittwe, einen Erdenwinkel fände, wo die Kleine

noch vor der Zeit, gut oder schlecht, ihren Unterhalt verdienen könnte. Indessen wurde sie nicht sogleich angenommen. Guiral, der Besitzer von Ramaïrel, hatte, aus Mangel an einer Hüterin, seine Heerde veräußert und vor St. Claratag keine Gelegenheit gefunden, eine andere zu kaufen; dies verzögerte die Abreise Cesetten's bis in den Monat Juni hinein.

Die Kleine war durchaus nicht ungehalten über diesen Aufschub. Der Brachmonat war noch ferne und wenn sie an den Fingern zählte, wie viele Tage sie noch in Amarines zubringen dürfe, so schien es ihr, daß eine so schöne Zahl gar nicht endigen könne. Aber wie ein Vorrath, einmal ergriffen, schnell sich mindert, so verschlang auch die Zeit, die Alles verzehrende, so rasch die Monde, daß Cesette kaum das Vergnügen hatte, sie wachsen zu sehen; so oft sie beobachtete, wie dieselben wieder kleiner wurden und in den Himmel hinein flossen, glaubte sie, etwas von ihrem eigenen Selbst zu verlieren, jede Nacht selbst ein wenig abzunehmen. Man hätte auch darauf geschworen, daß selbst die Getreidepflanzungen, diese Gewächse, die so langsam reifen, sich heuer schneller entwickelten. Kaum hatten die Veilchen abgeblüht, so knospete schon der Weißdorn, unter breitbelaubten Kastanienbäumen wuchs der Roggen und schoß, fast sichtbar, in's Korn. „Wenn man ihn schneiden wird“, dachte Cesette, „bin ich nicht mehr da!“

Der Roggen war geschnitten und Cesette schickte sich zur Abreise an.

Wie oft war sie auf der Weide an einem Granitblock gesessen, das Kinn in ihrer Hand; da hatte sie lange ihre Lage überdacht, das Für und Wider erwogen und die Folgen berechnet und überschlagen, und auch heute noch konnte sie nur mit widersprechenden Gefühlen an die Zukunft denken. Wenn es sie reute, den Umgang der Mutter fahren zu lassen, so hatte sie doch Vergnügen daran, eine andere Gegend zu sehen, sie, deren längste Reisen meist kaum über den Schatten ihres Kirchthurms hinausgegangen waren. Auch ihre Eitelkeit war dabei etwas gekitzelt. Aus einem Schäferkind mit vier Lämmern und vielen Kopfnüssen als Erwerb wurde sie nun eine Hüterin von vierzig Schafen, von einer ganzen Heerde, mit einem Lohn von fünfzehn Thalern in jedem Jahr!

Sie befühlte sie, die fünfzehn Thaler, sie schichtete sie auf im Traume und hörte, wie sie klingend gegeneinander sprangen; aber ein kindischer Gedanke verdarb ihr plötzlich ihre Freude: die Furcht vor der todten Magd, die sie in Ramaïrel ersetzen sollte. Traurigkeit überfiel sie, bis eine Idee die andere wieder verjagte und sie plötzlich ganz allein zu lachen anfing, tief beglückt und fast gerührt bei dem Gedanken an ihre neuen Schuhe, ihre ersten Schuhe, die sie anziehen sollte, wenn sie jetzt aufstünde.

„Cesette“, rief die Mutter von Neuem.

Hastig, aber leise, aus Furcht, sie könnte ihren ältern Bruder wecken, der nach der Fütterung der Kühe kaum

wieder eingeschlafen war, oder die jüngere Schwester, die bei ihr im großen Bett lag, zog sie ihre Kleidungsstücke an, nahm die blaue Papierschachtel, die sie gestern Abend mit ihren Siebensachen gefüllt und sorgfältig verschnürt hatte, und verließ die Kammer, noch ganz heiß und trunken vom Schlaf.

Die Nacht ging zu Ende. Schon gackerten heimlich die Hühner hinter der verschlossenen Thüre ihres Hofes, und die Hähne, mit den Flügeln schlagend, schrien sich heiser auf ihrer Stange

Cesette stund auf der Schwelle der Hausthüre, ihre Hand in der Hand der Mutter. Mit einem Blick verschlang sie noch einmal die ganze kleine Welt von Amarines, die in dunkler Verworrenheit dalag unter der sanften Berührung des Mondscheins, der hell glänzte auf den scharfen Spitzen der Häusergiebel, und zwischen den Aesten auf den Apfelbäumen des Gartens in bläuliches Licht zerfloß.

„Leb' wohl, mein Kind“, sagte die Mutter. „Ich hätte Dich gern bis nach Ramaïrel begleitet, aber Du weißt, wie sehr die Arbeit drängt. Den Weg bis nach Frontasal zu Deinem Pathen Ambialet kennst Du auswendig. Er selbst wird Dir von dort die beste Straße weisen und die kürzern Fußwege, die Du zu nehmen hast, um zu Deinen Meistersleuten zu kommen. Verlier' den Muth nicht, mein Schätzchen! Einmal da unten, bist Du nicht stark zu beklagen; Weizenbrod nährt besser, als Roggenbrod, und der Wein vom Rebstock ist besser,

als Aepfelmost. Und dann wird es nicht lange dauern, bis wir uns wiedersehen. Am Jahrmarkt von Anglar-la-Cramade, der auf Ende August fällt, werden wir uns Alle zusammenfinden und, so Gott will, in guter Gesundheit. Mach' Dir keine Sorge; thu', was Dir Deine Meistersleute befehlen und Alles wird gut gehen. Leb' wohl, mein liebes Kind! Heb' ein wenig das Näschen empor, daß ich Dich küssen kann. Ach ja, und nun kömmt mir noch etwas zu Sinn, — mach' doch, daß Deine neuen Schuhe eine Zeit lang halten. Die Felsen des Causse schneiden, wie Messer. Nimm Dich in Acht!"

Indem sie den Zipfel der Schürze zu ihrem Gesicht führte, fing die Mutter an zu schluchzen.

Sie weinte noch, als die Kleine schon weit entfernt war. —

Die große Straße dehnte sich unabsehbar vor Cesette, und indem sie dieselbe ganz weiß zwischen den beiden Reihen der schwarzen Kastanienbäumen dahinfliehen sah, dachte sie an die aus ihrem Orte, welche, gedungen wie sie, denselben Weg gegangen waren.

Die Armen! Es kam ihr vor, als ob sie dieselben Einen nach dem Andern laufen sähe, ihr Bündel am Ende des Stocks über die Schulter tragend, oder die Schachtel in der Hand. Die Namen der zuletzt Verschwundenen kamen ihr zu Sinn: Amans von San Vensa, Toinette von Previnqières, endlich das blonde Fränzchen, eine Weidegespielin, die zu Ostern abgereist

war, um einen Platz als Magd zu suchen weit in der Ferne, am Ende der Welt, in Montauban-en-Quercy.

Wer wußte, was aus Fränzchen geworden und was jetzt aus ihr selbst werden würde?

Cesette dachte an all' das, und ihre Gedanken nahmen wiederum eine schwarze Farbe an. So allein fortzugehen, ganz allein, — o wie war das traurig!

Aber da unten hat sich Einer aufgemacht, der ihr entgegenkommt, ein fröhlicher Reisegefährte.

Der Tag bricht an.

Das Laubwerk bewegt sich; zur rechten Hand, über einem düstern Thal, steigt leise Blässe empor, Spitzen von Pappelbäumen zittern in schwachem Licht, der Glanz des Himmels und die Dunkelheit der Erde vermählen sich in wundersamer Lieblichkeit.

Cesette blickt umher; beinahe zu ihren Füßen, in der Vertiefung einer Furche erwacht etwas, — kaum ein Schrei, ein Seufzer nur zwischen zwei Träumen! Bestürzt über das herrschende tiefe Schweigen hatte die Lerche wieder geschwiegen. Jetzt fängt die Amsel an: zuerst ein Kehlenschlag, dann zwei, dann nichts mehr. Wieder eine Pause. Endlich am Abhang drüben ein frisches Glucken, weich in die Morgendämmerung eingetaucht, der Gesang einer Wachtel, die in den Kornfeldern ruft.

Die Stimmen werden nach und nach beherzter; Antworten gehen herüber und hinüber, quer über das Land und von den benachbarten Gehölzen her; Zwiegespräche entspinnen sich, wachsen an, immer lebhafter,

immer wohlklingender, sowie die Helle des Morgens verstärkt heraufbricht.

Der Himmel ist wunderbar anzusehen. Während im Aufgang die Morgendämmerung ihr rosig angehauchtes Antlitz emporhebt, geht im Westen der Mond, neuerdings durch die Kälte der Nacht eingeschläfert, in den Tod, — er stirbt!

Mondschein, Morgenschimmer, — die beiden Lichter kämpfen miteinander, und Cesette ist erstaunt, ihre beiden Schatten zu sehen, welche sich ungleich schwarz auf der weißen Straße lang hinstrecken. Der eine derselben ist blässer, dünner; er erbleicht und verringert sich mehr und mehr; ein Augenblick noch, dann ist er verschwunden.

Es ist Tag, hoher Tag! Die Sonne sprüht herauf und von Strahlen überschüttet treten die Fernen zurück; die Thäler bergen sich im Dunst der Quellen, die Blumen öffnen sich neu und die aufgeschlossenen Fenster trinken die Frische des Morgens!

Cesette singt. Sie hat die breite Straße verlassen und einen Fußweg betreten, der sich in blaue Schattengänge verliert. Vor ihr wallen die Ginstermatten in Goldfarbe weich dahin, voll vom Gesumme der Bienen und vom halbverlornen Klang der Glöcklein, die von auf der Weide verborgenen Schafen geschüttelt werden. Bisweilen an einem Kreuzweg hält die Kleine an und sieht sich nach der Richtung um; zwischen dem zurückstehenden Geäste der Kastanienbäume hindurch, das den Horizont

säumt, sucht sie den großen Thurm von San Bensa, oder die Eiche von Estrabol, deren breite Krone, einzig und allein auf dem nackten Bergrücken, ebenso sicher wie ein Wegweiser die Straße nach der Mühle anzeigt.

Cesette singt, während der Fußpfad sich plötzlich erweitert; die ländliche Einöde der Kastanienwäldchen verlassend, zieht er, von menschlicher Hand zugänglich gemacht, durch weite Pflanzungen und durch dichtbelaubte, fruchtbare Baumgärten hin, die in jungem Laube schimmern. Schon kündet sich die Mühle an; sie verräth sich durch das Knallen der Peitschen und das Knarren der Wagen auf den grünen Zugängen. Und bald werden auch am Fuße des Berghangs mitten unter Pappelbäumen und Weiden, zwischen zwei Abflüssen grauen Wassers die hohen Dächer sichtbar, mit Moos bekleidet und buntscheckig von Tauben besetzt; der Pfad beugt sich herum, und in einem weitern Grundstück, darauf sich drei Wege kreuzen, öffnet sich der belebte Hof, voll von Geräusch; in der Tiefe desselben erhebt sich der große Mühlebau, mit Mehl bestäubt von oben bis unten, bis auf die Balken, wo unter dem frischen Windhauch des Baches die Spinngewebe zittern, die wie vom Reif gepudert scheinen.

Vertraulich und freundlich leitet der Müller sein Geschäft, auf der Thürschwelle stehend, ein rechter Müller, weiß und roth, wie seine Mühle, Roth auf der Nase, Weiß auf den Backen, die Augen immer wie thränend von erzwungenem Lachen.

„Guten Tag, Pathe.“

„Guten Tag, Töchterchen!“

Und dann Kuß und Gegenkuß. Es sind biedere Leute, des Müllers, und gut ist die Suppe da unten in der Mühle, dick und nahrhaft. Man merkt bald, daß sie etwas haben, diese Ambialet, und daß bei ihnen die Hausmutter nicht das Fett von der Spitze der Spindel nimmt, wie das bei den Armen vorkommt.

Das Mittagessen zog sich lange hin. Die Leute waren zusammengesessen, um Allerlei unter sich zu sprechen; Cesette, durch den Genuß der guten Speise in ein schlaffes Wohlbefinden versenkt, strich mit ihrer Hand durch die Haare des jüngsten Sprößlings, der auf ihren Knieen saß; sie träumte vor sich hin, welch' Glück es für sie wäre, wenn sie bei dem Pathen bleiben könnte, um ihren Unterhalt als Magd in der Mühle von Frontrosal zu verdienen.

Aber die Leute in der Mühle hatten keine Magd nöthig, und man erwartete das neue Hütermädchen in Ramaïrel.

„Aufgebrochen, Kleine“, sagte der Müller. „Du hast noch eine schöne Strecke zu laufen, ehe Du bei Deinen Meistersleuten ankommst. Jetzt machst Du Dich gleich auf den Weg.“ Und als das Kind sich mit hastiger Geberde erhob, fragte er: „He, wohin so schnell? Ich sehe, Du bist nicht übel in Sorge, wie Du über das Wasser kommen wirst. Frau, mache den Kahn los und zeig' ihm den Weg.“

Nun, es war etwas lang, diesen Weg zu beschreiben und sehr schwer, denselben aufzufassen.

Aufmerksam horchte Cesette der Müllerin zu, als diese die Pachtgüter und Dörfer alle aufzählte und damit von Neuem begann auf den Wunsch ihrer Nichte, welche nicht im Stande war, die Namen der fremden Gegend auszusprechen und zu behalten.

„Und nach Mas-del-Niou?“ fragte sie.

„Du steigst hinunter durch die Wiese von Bartaillienques bis zum Brunnen von Lantouï. Das geht eine kleine Stunde. Du lässest den Brunnen rechts liegen und steigst wieder aufwärts durch das Gehölz von Negronetch bis zu den Häusern von Gyrtill-des-Brugues. Da ist ein Dorf und es fehlt hier nicht an Leuten, die Dich weiter belehren können.“

„Danke, Base; ich wünsch' Allen gute Gesundheit.“

„Ich Dir auch, mein Kind!“

Der Kahn hatte schon das Weite wieder gewonnen und Cesette begann die Besteigung des Causse.

Das war eine anstrengende Arbeit. Als sie das Haupt erhob, sah die niedergeschmetterte Schäferin über ihr die ungeheure Mauer von Felsen sich erheben, die terrassenförmig in geraden Brüchen herüberhingen, mit regelrechten Luckeneinschnitten, zu denen eine Art von Stufen führte, mit struppigen Gesimskrönungen, beschattet vom Mastixstrauch, darin der Gesang der Baumgrillen widerhallte.

Die Sonne stach heiß, die Luft brannte; drunten

flammte der versilberte Strom und warf die Strahlen zurück, wie ein Spiegel; in der Nähe sprühten Funken aus dem Metallschimmer der Terebinthenblätter, deren Schattenspiel den brennenden Staub des Fußpfades grün und blau durchzitterte.

Lesette staunte.

Gewöhnt an leichtere Abhänge, an kühle Lüftchen, an die wechselnde Aussicht auf Wiesen und Kastanienwäldchen im Unterland, überkam sie jetzt ein Uebelbefinden bei dem scharfen Duft und dem rauhen Boden der fremden Gegend. Ihre Füße sehnten sich zurück nach dem weichen, schwarzen Sande der alten Fußwege, ihre Augen nach der unabsehbaren Wellenbewegung der Ginstersteppen. Sie verglich diese Dinge unter sich, und zum ersten Mal wurde in ihr eine Vorstellung von ihrem eigenen Heimatlande wach.

Traurig war sie beim letzten Absatze des Berges niedergesessen. Das Gefühl einer unendlichen Einsamkeit durchbohrte ihr Herz. Wie Jemand, der im Walde herumirrt, die Aeste auseinanderbeugt, um sich einen Weg zu bahnen, während die Zweige, sobald er etwas vorwärts gegangen, wieder hinter ihm zusammenschlagen und jede Spur verwischen, so fühlte sich Lesette verloren und vergessen in der Theilnahmlosigkeit des Lebens, die hinter ihr stets sich erneuerte.

Da unten hatte die Mühle von Fontrosal ihre gewöhnliche Arbeit wieder aufgenommen; man sah deutlich, wie der Müller mit seinen Burschen um einen Karren

beschäftigt waren, von dem sie Korn abluden. Diese Leute hatten ganz Anderes zu thun, als an Cesette zu denken! Die Mühle hatte sie vergessen, der Fluß auch wie der Fußweg, der zurückgeht und die Ginsterfelder durchschneidet bis zu jener, in violettem Schatten sich ausbreitenden Tiefe, wo Amarines verborgen liegt. Amarines, — das Haus, das einzige, unvergeßliche, das Nest, das dem Unglücklichen immer offen stand. Amarines! Sie brauchte nur diesen Namen auszusprechen und ihre kindliche Seele, die sie dort gelassen hatte, vermählt mit dem Leben der Bäume, der Quelle, der Wiesen, kam ihr mit einem Mal zurück und mit ihr die Farbe der Wälder, der Geruch des Ginsters, die Anmuth der Triften!

In ihrer Rührung hätte die arme Vereinsamte wohl die Schritte zurücklenken und ihre Heimat wieder betreten mögen. Wohl, aber wie würde man sie daheim aufgenommen haben? Man hätte sie ohne Zweifel verdienter Weise abgefertigt und zu Guiral zurückgeschickt!

Das war ein böser Einfall! Da sie nun einmal so viel gethan, um die Hälfte des Weges zu erreichen, so galt es jetzt, den Entschluß durchzuführen und zum Ziele zu kommen. Von Neuem entschlossen, wischte Cesette ihre Augen ab, schüttelte die Träumereien von sich, und indem sie das Haupt abwendete, stieg sie entschlossen hinab gegen das Causse.

Ein seltsames Land! Steine, Steine, nichts als

Steine, als Mauern aufgerichtet zur Abgrenzung von Erbgütern, zu unförmlichen Pyramiden geschichtet in den Weingehegen, in uralten Stücken auf den Dachstuhl der Häuser gesetzt, in ungeheuren Schichten hingelagert am Rand von Steinbrüchen, die da und dort in's Land hineingähnten. Das Wenige von Erde, das man hier sehen konnte, verkalkt und zerrissen, klaffte vor Trockenheit; die verwelkten Kräuter klagten vor Durst und die Höhlen brannten völlig, gleich ungeheuren, mit Sonnenfeuer gefüllten Kufen.

Am Bergrand, hoch über den mit Steinen eingefaßten Pflanzungen streckten schwarze, mit Bollwerken versehene Dörfer ihre spitzigen Giebel in den tiefblauen Himmel.

„Ach, wo bin ich? In einem Lande von Christen oder Eidechsen", rief die Kleine aus.

Der Pfad schlängelte sich hinauf und herunter, ging längs einer Mauer hin, setzte über einen Riß und durchschnitt bisweilen quer einen Feldgarten, still, wie ein Gemach, aus welchem der scharfe Wohlgeruch des Feigenbaumes mit dem leichten Duft der blühenden Rebe fortgezogen ist.

„O, diese Steine", klagte Cesette; „die Mutter hatte Recht, mich daran zu mahnen. Meine Schuhe sind ganz zerschunden! Und wenn die nun dahin sind, wer wird mir andere geben? Ich will sie ausziehen!"

Barfuß, die Schachtel in der einen Hand schlenkernd,

die Schuhe in der andern, begann sie von Neuem ihre Wanderung.

Jäterinnen arbeiteten, gebückten Hauptes, auf einem Kornfeld.

„Wie weit ist es von hier bis Ramaïrel", fragte Cesette.

„Vier Stunden, vier starke Stunden, — für Dich sind es wohl fünf, Töchterchen."

Nachher sind es blos vier Stunden, dann vier kleine Stunden, — und Cesette schreitet immer zu.

Hier ist Mas-del-Niou, ein schwarzes, mit blühendem Hollunder umduftetes Gebäude, und hier die Wiese von Bartaillienques mit einer magern Heerde, welche das kurze Gras abweidet; jenes blaue Auge dort, das die Kleine vorüberwandern sieht, halb geöffnet hinter einem Vorhang von Eschen, das ist die Quelle von Lautouï, und jener schmächtige Hochwald, von Baumgrillen bevölkert, ist Negronetch. Der Kirchthurm von Gyrtill-des-Brugues aber sendet von seiner alten Uhr sechs heisere Schläge herüber, als wollte er sagen: „Eilig, eilig, Schäferin!"

Und die Schäferin beschleunigt ihre Schritte. Der wenig begangene, schlechtunterhaltene, vom Gestein höckerige, von Dornen und Disteln starrende Weg verengert sich allmälig vor ihr und läuft in einen Fußpfad aus. Auch dieser Pfad schmilzt nach wenigen Schritten zusammen; es ist nichts mehr als eine Fährte auf dem

kurzen Gras des Brachfeldes, ein Stück Geleise, das sich in der Einsamkeit des Gehölzes verliert.

Was für ein Gehölz! Kirchhöfe von Bäumen, Eichen, leicht wie Spinnrocken geknickt, von Moos zerfressen, von unfruchtbaren Gehegen umfangen, die sich immer wieder folgen, gleich düster, gleich wüst und leer.

Was sollte aus der armen Auswanderin werden, wenn die Nacht sie hier überfiel, ferne von Wohnungen? Der bloße Gedanke daran erweckte ihr schon Furcht. Vor Entmuthigung und Müdigkeit meint sie sterben zu müssen. Desto schlimmer! Sie setzt sich hier auf diesen Stein, sie wird keinen Schritt mehr weiter thun!

Aber horch', eine Stimme schlägt an ihr Ohr.

„Hott, Laubi!"

Es ist ein Ochsenhirt, der sein Gespann schilt und von einer Reihe junger Steineichen verborgen wird.

„Hott, hott!"

Die Stimme wird stärker und wird schwächer, sie dehnt sich, hebt sich zornig und wird wieder ruhiger; von ihr geleitet, gelangt Lesette aus dem Gehölz heraus und steht plötzlich dem Ochsenknecht gegenüber.

„Ist es noch weit nach Ramaïrel?"

Ohne zu sprechen, das Auge auf die Pflugschaar geheftet, zeigte der Mann mit der Spitze seines Treibstachels nach einem Gebäude, das sich vor ihm auf dem Rücken des Hügels erhob. Dann, als er die Furche fertig hatte, ließ er die Ochsen verschnaufen.

„Sag', bist Du nicht die, welche statt der armen

Marion in Ramaïrel eintreten soll? Du heißest Cesette und kommst von Amarines-en-Segala?“

„Das kann wohl möglich sein; aber wer bist denn Du, der anderer Leute Taufschein so gut kennt?“

„Man braucht eben kein großer Hexenmeister zu sein, um so etwas zu merken, kleine Kastanienesserin! Das Band Deiner Haube hat Dich verrathen! Ich heiße Jordi und bin Ochsenknecht in Ramaïrel.“ Und indem er die Ochsen anrief, um eine neue Furche zu öffnen, fuhr er fort: „Wenn Du Furcht hast, die rechte Straße zu verlieren, so warte einen Augenblick. Der Tag ist zu Ende. Sobald diese Furche gezogen ist und dann noch eine andere, gehen wir miteinander zu unsern Meistersleuten hinauf.“

„Mach' nur, ich sehe zu“, sagte Cesette.

Die jungen, rothmäuligen Stiere mit ihren kurzen Hörnern zogen einen kleinen Pflug, ein höchst ursprüngliches Ackerwerkzeug, das abgebraucht war, wie ein Spitalmesser und nur mit großer Mühe die steinige Scholle aufriß, aus welcher der Staub bei jedem Anlauf neu emporstieg. Jordi führte sein Werkzeug geraden Weges und ruhigen Blicks, als gewandter und zuverlässiger Arbeiter, indem er seinen Thieren bald sang, bald sie anredete, sie mit einem Wort antrieb oder zurückhielt, die Hand immer bereit, um das Eisen zu heben, wenn es auf Steine stieß, oder um die Erdschollen zu entfernen, wenn sie zu dick an den Streichbrettern hingen.

Als die dritte Linie zu Ende geführt war, wendete sich der Ochsentreiber um und warf einen zufriedenen Blick auf die frisch gezogenen Furchen, welche auf der weiten Ausdehnung des zunderfarbigen Brachfeldes sich braun und kraus hindehnten.

Er hatte seinen Taglohn wohl verdient, der wackere Bursche, und da die Sonne schon hinter die Bäume herabstieg, so war es ihm wohl erlaubt, der Arbeit den Rücken zu kehren und gegen Ramaïrel hin zu schauen, das den Geruch des ländlichen Abendessens durch die Luft herüberschickte.

Cesette und er gingen neben einander den Hügel hinauf.

Jordi sprach zuerst.

„Du hieltest Dich also für verloren? Wie hast Du Deine Rechnung gemacht, Schäferin?"

„Wenn die Grillen reden könnten, so hätte ich sie um den Weg gefragt. Von Gyrtill her habe ich keinen Menschen angetroffen."

„Du hattest Langeweile?"

„Ein wenig. Von Amarines bis hieher ist es weit."

Merkwürdig, der Ochsenknecht erkundigte sich nach der Zeit, welche die Kleine gebraucht, um her zu kommen. Er hatte vor langer Zeit denselben Weg gemacht, als er nach Previnquières ging. Er erinnerte sich noch ganz gut an die Gegend und an die prächtigen Aepfel, die so wohl geriethen in jenem Jahr, daß die Bäume fast unter ihrer Last zusammenbrachen.

„Von dieser Frucht“, fuhr er fort, „habt Ihr wohl so viel Ihr wollt in Amarines.“

„Genug, um Most zu trinken für unsern Durst.“

„Seid ihr Eurer Viele zu Haus?“

„Wir waren unserer sieben, jetzt noch sechs mit der Mutter.“

„Fünf Personen und das Vieh, das ist ein großes Wesen auf einem einzigen Gut.“

„Unser Land erträgt etwas. Der eine Theil gibt eine schöne Roggenernte, der andere reichlich Kartoffeln. Und dann“, fügte die Schäferin hinzu, „bleiben wir auch nicht Alle zu Hause. Mein älterer Bruder ist allein daheim mit dem jüngsten und der kleinern Schwester. Jules, der andere Bruder, verdient seinen Unterhalt als Ochsenknecht auf dem Pachtgut Ols, und ich, nun, Du siehst ja, daß ich auswärts bin!“

„Wie alt bist Du denn, daß man Dich in Dienste gehen läßt?“

„Sechszehn Jahre.“

„Sechszehn Jahre! Nun, die Kastanien haben Dir wenig genützt, Kleine. Sechszehn Jahre! Man würde Dir kaum vierzehn geben.“

Cesette wollte antworten, aber Jordi stieß sie am Ellbogen an und zeigte ihr einen rothen Rock, der quer durch's Holz gegen sie herunterkam.

„Rouzil, die Tochter Guirals!“ sagte er.

In einem Rock von rothem Barchent, in brauner Jacke mit engen Aermeln und stattlicher Schnürbrust

stieg Rouzil langsam herab; der leere, kupferne Kessel, den sie in der Hand trug, glänzte, von den schrägen Strahlen der untergehenden Sonne getroffen. Das von Gold umflossene Gehölz flammte und blitzte über ihr, und Cesette war erstaunt, zum ersten Mal die Sonne zwischen den Eichen untergehen zu sehen, statt am Ende der Wiese, wie sie in Amarines jeden Abend that.

„Ich habe die da gefunden", sagte Jordi zu Rouzil, indem er ihr die Kleine zeigte, „wie sie den Weg nach Ramaïrel suchte."

„Du bist also die, welche wir erwarten", sagte die Tochter Guiral's, indem sie die Schäferin musterte. „Heißest Du Cesette?"

Ohne allen Zweifel war es Cesette; aber was hatten sie denn Gesichter zu schneiden, Rouzil wie Jordi, und nach ihr zu blinzeln?

„Gut denn, da Du nun einmal da bist", fuhr die Haushälterin fort, „so lege gleich Hand an's Werk. Frisch, Kleine, nimm hier den Zuber, geh' und füll' ihn dort drüben am Brunnen von Fregines.

Cesette gehorchte.

Als der Kessel gefüllt, spiegelte sie sich in demseben, schüttelte ihren Putz zurecht, zog die Schuhe wieder an, und endete, um sich schön zu machen, ihr Werk damit, daß sie mit den in's frische Wasser getauchten Fingern in kurzen Strichen ihre Haare glättete.

Aber Rouzil rief ihr.

Die Haushälterin und der Ochsenknecht waren voraus-

gegangen; sie lachten und schwatzten laut, ohne auf die Schäferin zu achten, welche nur hie und da ein Wort verstand.

„Ich fürchte", sagte Rouzil, „daß sie mit ihrer Arbeit kaum so viel leisten wird, als Mariechen."

„Das arme Ding", antwortete Jordi. „Die kann noch manche Suppe essen, bevor sie ihren Kornsack sich auf die Schulter ladet, wie Eine, die ich kenne."

Cesette hörte nichts mehr; aber angespornt durch die schlechten Komplimente ihrer Meisterin strengte sie sich möglichst an beim Heraufgehen.

Glücklicherweise kam Ramaïrel bald im Sicht; das rothe Dach überragte den Felsen, und bald hatte die Ankommende die Stiegentritte des gastlichen Vordaches unter ihren müden Füßen.

„Bist Du da, Kleine?"

Das war der Meister selbst, Guiral, ein noch rüstiger Greis, mit dichten Augenbrauen, lebhaften Augen und wenig eingebückten Schultern, welche die ganze Oeffnung der Thüre ausfüllten, obgleich diese ziemlich breit war.

„Bist Du da, Kleine?" Wieder Einer, der, wie er ihrer ansichtig wurde, sein Erstaunen sehen ließ, das sich in seiner Stimme ausdrückte, sich mehr noch durch den Blick verrieth, welcher vom Kopf bis zu den Füßen die neu Angekommene musterte, ausmaß und auszirkelte, als ob es sich um ein Lamm oder ein Kälbchen auf einem Jahrmarkt gehandelt hätte, — vielleicht mit noch

größerer Aufmerksamkeit, da die Sache von Wichtigkeit war und man, dem Brauch zu Folge, sich nicht anders als durch die Augen von den Eigenschaften und Mängeln des Menschenviehs überzeugen konnte.

Außer Fassung gebracht durch den Blick des Meisters, tief gedemüthigt, sprachlos vor Müdigkeit hatte die Kleine gerade noch die Kraft, ein „Guten Abend" zu stammeln. Dann setzte sie den Kessel auf den Gußstein, legte die blaue Schachtel auf die Erde und ließ sich erschöpft auf eine Bank nieder.

Was trug sich nachher zu? —

Man aß zu Nacht. Vielleicht aß Cesette mit, vielleicht auch schlief sie ein während dem Essen. Halb im Traume, mit schlaftrunkenen Augen, antwortete sie Guiral, der sie über Amarines fragte, Alles verkehrt. Sie verschlang seine Worte und vergaß ihr Brod unter dem Messer.

„Ja Mutter" ...., antwortete sie Rouzil einmal, im Glauben, sie sei noch in Amarines.

Sie war nicht mehr dort.

Als sie aufwachte, war Niemand mehr da. Die Thüre war verriegelt; alle Welt schlief.

Mechanisch suchte Cesette ihr Bett: es war ein außer Gebrauch gekommenes Schäferhaus, von dem man das Dach abgehoben und die Räderchen abgenommen, und das man im Hintergrund einer Kammer unter die Stiege hingebracht hatte.

Als sie ihre Kleider fallen ließ und sich in ihr Bett=

tuch hüllte, da erschien ihr ihre eigene Gestalt, zurückgeworfen aus einer Spiegelscherbe, die an der Wand hing. Plötzlich erinnerte sie sich der ihr unbekannten Magd, die vor zwei Monaten in Ramaïrel gestorben war.

Aber das war nur wie ein Blitz. Ihre Neigung zur Furcht und ihr Widerstand dagegen wichen beide der Erschöpfung. Und auf dem nämlichen Lager, wo Mariechen ihre Seele ausgehaucht hatte, schlief Cesette jetzt ein.

II.

Die St. Johanniskräuter.

Als Jordi mit seinen Ochsen von der Arbeit auf der Brache Querbes-Longues zurückkehrte, begegnete er den Leuten aus der Viguairie, Bièbe, Alari und Nadal, welche, den Spaten auf der Schulter, die Maisfelder zu hacken gingen.

Auf dem Weg entspann sich ein Gespräch.

„Sag', Ochsenhirt, ist die, welche gestern eure Schafe führte, die neue Hüterin?"

„Du hast's getroffen, sie heißt Cesette."

„Das Stückchen Name paßt gut zu dem Stückchen Weibervolk", sagte Alari. „Das arme Ding! Sie ist nicht drei Spannen hoch!"

„Was mich betrifft", warf Nadal dazwischen, „ich

finde ihr Gesicht ähnlich mit dem der ältern Ameliès, wißt Ihr, der blonden!“

„Gut gesagt, Nadal“, entgegnete Biède. „Die erste schön, wie die heilige Jungfrau; die andere, die Schäferin, häßlich wie die Sünde!“

„Jordi, was sagst Du dazu?“ stichelte Nadal. „Ist sie wirklich so wüst, Eure Cesette?“

„Jordi?“ versetzte Biède, „ich wette einen Pfenning gegen einen Heller, daß er nicht einmal weiß, ob sie braune oder graue Augen hat!“

Jordi zögerte einen Augenblick, wie Einer, der sich besinnt; dann sagte er: „Meiner Treu', ich habe nicht darauf geachtet!“ —

Kein Mensch war so schlechthin arglos und so wenig aufgeweckt für sein Alter, wie der Ochsenhirt. Großgewachsen, wie Vater und Mutter, hatte er, mit seinen drei Barthaaren am Kinn, nicht mehr Bosheit als ein Kind.

All sein Vergnügen bestund darin, sich in den Feldarbeiten tüchtig zu erweisen oder auch wohl mit Burschen von gleichem Alter oder ältern einen Hosenlupf zu machen; denn bei diesem Kraftspiel fürchtete er Keinen in der Umgegend. Mit der Liebe freilich war es etwas Anderes. Schon seit zwei Jahren wohnte er unter dem gleichen Dache mit Rouzil, und trotz der großen Vertraulichkeit, wozu die gemeinschaftlichen Landarbeiten Anlaß gaben, hatte der Ochsentreiber nie im kleinsten Stück, weder mit Worten noch Geberden sich mit der

Tochter des Hauses eingelassen. Am Schlusse jener Herbstabendunterhaltungen, wo, unter dem Vorwand Nüsse zu schälen, Bursche und Mädchen sich ziemlich derb die Zeit verkürzen und heimlich einander Allerlei sagen, wenn sie können, gingen Rouzil und er, jedes für sich allein, neben einander ihres Weges; bei den Lustbarkeiten des Herbstes, wenn etwa das Spiel auf's Tapet kam, wer dem Andern das Gesicht mit Traubenblut bemalen sollte, hatte er sich ihr gegenüber nie aus seiner angestammten Kaltblütigkeit herausreißen lassen.

So war der Jordi beschaffen; aufmerksamer auf Amseln, als auf Weiberröcke, und die Ankunft der neuen Schafhüterin hatte ihn nicht bekehrt.

Noch bevor er nach Ramaïrel zurückkam, hatte er das spöttische Gespräch, das Nadal und Bièbe auf seine Kosten miteinander geführt, wieder vergessen, und einmal bei Tische war er ganz bei der Sache, ohne die Kleine, welche an seiner Seite saß, auch nur anzusehen.

Einige Tage später ging es an's Heuen, am Rande eines schattigen Wäldchens. Das reichliche Gras war in kurzer Frist weißlich und völlig trocken geworden und verbreitete einen wohlriechenden Duft. Jordi war auf dem Wagen, bis an die Kniee im Heu stehend, und nahm mit ausgebreiteten Armen die Futterschober ab, welche ihm die Leute von unten an der Spitze ihrer Gabeln heraufboten und die er links und rechts aufschichtete, so daß die Ladung das rechte Gleichgewicht bekam.

„Da, Jordi! Nun, was machst Du denn?“ rief Cesette.

Was er machte? Er betrachtete die zu ihm aufblickenden Augen der Hüterin. Was waren das für Augen! Zwei Tropfen Himmelsbläue, um die ganze Welt blau anlaufen zu lassen!

„Nun“, dachte der Bursche, „Nadal hat keinen so schlechten Geschmack; Biède schwatzt dummes Zeug, — sie ist nicht häßlich; etwas röthere Backen, ein wenig größer, und ihr würde nichts fehlen!“

Wie dem sei, er musterte sie gewissenhaft mit seinen Blicken und sah, wie sie, nackten Fußes, im kurzen Rock, ein leicht um den Hals geschlungenes Tuch lüftete, während ihr Hemd von bräunlicher Leinwand in großen Falten um ihre Brust sich bauschte.

Etwas schmächtig, aber keineswegs kränklich aussehend, war sie doch sehr tüchtig an der Arbeit; sie stach mit ihrer Gabel große Heubündel an und hob sie mit Leichtigkeit empor; bei jeder Wendung aber formten ihre Kleider in rascher Zeichnung wie aus einem Guß die festen und feinen Umrisse ihres Körpers ab.

War es nun dies oder das, war es ihr Gesicht oder ihre Haltung, ihr Muth oder ihre Anmuth, es blieb Thatsache, Cesette hatte etwas an sich, das Gefallen erwecken mußte. Und hatte man einmal angefangen, ihr Aufmerksamkeit zu schenken, so nahm ihre ganze Handlungsweise, ihr ehrbares Wesen und ihr Geschick in der Haushaltung von vorneherein für ihre kleine Persönlichkeit ein.

An strenge Arbeit gewöhnt, verständig im Geschäft, wenn es galt, das Vieh zu besorgen, oder das Haus in Stand zu stellen oder die Wäsche zu flicken, in Allem zeichnete sie sich aus.

Im Handumkehren hatte Jordi, ohne dessen gewahr zu werden, sich bezaubern lassen. —

Eines Tages, als die dringende Arbeit des Pflügens ihn auf einem entfernten Stoppelfeld zurückhielt, sah der Ochsenhirt, wie Cesette leicht und hurtig am schattigen Waldrand daherschritt, und unter ihrer Schürze die ganz heiße Morgensuppe herausbrachte.

„Sehr kräftig, diese Safransuppe“, rief Jordi aus, indem er den Löffel in die Schüssel steckte, „fett, nahrhaft, schmutzig; Du hast sie gemacht, Cesette, Du verstehst das Ding.“

„Wahrhaftig, ja; an was hast Du's gemerkt?“

„Sie hat so einen gewissen Geschmack. Was thust Du denn anders hinein, als Rouzil?“

„Nichts! Ach ja, vielleicht ein Hälmchen Basilienkraut, um sie kräftig zu machen; ich hab' den Geruch des Krautes gern!“

„Du trägst es bei Dir?“

„Oft.“

„Nun, das war also nicht schwer zu merken. Die Suppe schmeckt nach Cesette.“

Beide lachten.

Während Jordi seinen Morgenimbiß verzehrte, schielte er von Zeit zu Zeit das Mädchen an, zielte bald mit

der Gabel hierhin, bald mit einem Blick dorthin und genoß so auf der einen wie von der andern Seite, indem er dies Vergnügen so lange als möglich hinauszog. Als die Schüssel rein und die Blonde gegangen war, wurde es dem Burschen weich um's Herz, und während er den Pflug führte, gauckelten heitere, reizende Träume aus den Furchen hervor.

„Wer die Cesette nimmt", seufzte er, „kann sich nicht beklagen. O, wenn wir nur alle Beide mehr Jahre und mehr Thaler hätten, da würde sich etwas machen lassen! Ja, sie und ich und ein wenig Land dazu, es wäre schön gewesen! O Cesette, Cesette!"

Wenn Jordi so ein klein wenig für die Schäferin entbrannte, so war diese ihrerseits nicht ganz gleichgültig gegenüber dem, was der Ochsentreiber that und sprach. Ein hübscher Junge, und, was mehr sagen will, nicht ganz arm, nicht arm genug für sie, für die ganz mittellose Cesette! Da die Sachen so stunden, so hatte der Bursche ohne Zweifel keinen Mangel an Liebschaften! —

Die Kleine konnte den Sonntag fast nicht erwarten, den von allen Verlobten so sehr erwünschten Tag, an welchem sie, nach Uebung und Brauch, beim Hinausgehen aus der Messe oder der Vesper miteinander verkehren und, Hand in Hand, sich ein Stück weit das Geleit geben längs den Hecken hin. Wenn der Ochsenhirt einen Schatz hatte, so konnte sie es an diesem Tage am besten inne werden.

Als der Sonntag da war, betete Cesette so recht aus vollem Herzen zu dem reich ausstaffirten, in grellen Farben prangenden, an allen Nähten vergoldeten Kirchenheiligen; sie war ziemlich aufgeregt und erwartete ungeduldig den Ausgang der Messe. Man trat endlich heraus; laut plaudernd, mit hellem Gelächter schritten die jungen Backfische daher, Arm in Arm, mit entschlossenen Mienen. Die Schäferin warf keinen Blick auf sie, wohl aber auf die andern, welche, geneigten Hauptes, sich mit ihren Liebhabern unterredeten.

Jordi redete keine an. Ein Gruß an seine Freunde und Bekannte und dann schritt er mitten durch die Menge, ohne anzuhalten, um die von Ramaïrel zu treffen.

Der Ochsenhirt war also frei, und nichts konnte ihn hindern, sich Cesetten zu erklären, wenn er wollte. Freilich; aber ebenso unerfahren wie sie und dabei unschlüssig, wäre er in's Unbestimmte so vor ihr hingepflanzt stehen geblieben, ohne einen Fuß zu versetzen, wenn ihm nicht Jemand den Weg gezeigt hätte.

Der alte Guiral bekümmerte sich so wenig um Liebesgeschichten, als um ein altes Riechfläschchen, dessen Duft verflogen ist. Was ihn auf der Welt einzig und allein interessirte, was ihn, den Alten, ergötzte und entzückte, das war die Arbeit. Er hatte nur Augen und Herz für den Feldbau. Außerdem war nichts, gab es sonst nichts für Guiral. Mochte die Schäferin nur gut ihre Heerde hüten, — Alles Andere ging ihn nichts an;

er überließ sie sich selbst, und sie konnte auf ihre Gefahr und Wagniß thun, was sie wollte.

Glücklicherweise sah Rouzil hierin etwas klarer. Frauen und Mädchen wittern die Liebe auf eine Meile weit; Rouzil insbesondere war darin vollständig unterrichtet und hatte seit Langem, ohne es sich merken zu lassen, Geschmack an dem schläfrigen Ochsenhirten gefunden. Ihm sein steifes Wesen selber zu nehmen, damit wollte sie sich nicht befassen; aber es mißfiel ihr nicht, daß er durch eine andere geweckt wurde, indem sie sicher darauf zählte, wenn er einmal die Augen offen habe, werde der Bursche wohl einen Unterschied zu machen wissen zwischen der kleinen, nichtssagenden Cesette, einer Magd mit fünfzehn Thalern Lohn, und der Tochter Guirals, der Erbin von Ramaïrel!

Indem sie mit dem Ochsenhirten scherzte und mit der Schäferin zankte, verlor sie keine Gelegenheit, das Eine wider das Andere zu hetzen.

Eines Tages, als Jordi gesenkten Hauptes den Spuren folgte, welche die nackten Füße Cesetten's im erweichten Thonboden auf dem Wege von Querbes-Longues hinterlassen hatten, rief ihm Rouzil zu:

„Ei, was für ein Kaninchen ist denn da herumgestrichen? Ein rothes, gelt, mit kleinen Ohren und übel zerzaust!? Eile Dich, wenn Du es fangen willst; ich sah noch jüngst sein Lager am Rande des Weinberges von Segoli.“

Jordi lachte; Rouzil noch mehr.

Indessen, als nach Verfluß von einiger Zeit die Bauerntochter sah, daß die Reihe nicht an sie kam und daß die Beiden arglos allein miteinander gingen, fing sie an, den Ton herabzustimmen.

„Seht mir einmal den Einfaltspinsel“, seufzte sie. „Wie ihn die Schäferin herumgebracht hat, die magere Katze! O du dummer Jordi!“

Und theils aus christlicher Liebe für den armen Dummkopf, theils aus Neigung wandelte sie die Lust an, den Unglücklichen aus seinen Stricken zu befreien.

Eine gute Gelegenheit bot sich ihr dazu an einem Sonntag, als sie alle Drei die St. Johanniskräuter pflücken gingen, die Euphorbien, die Salbei und andere kostbare Pflanzen, welche man dort trocknet und sie zu Hause aufbewahrt wegen der großen Heilkraft, die ihnen innewohnt, gegen Wunden und Krankheiten.

Das ist eine recht hübsche Sammelarbeit, welche die Kleider nicht verderbt. Rouzil hatte auch ihren ganzen Flitterstaat und Festschmuck an, ihre fingersdicke goldene Kette am Hals, das indiennene Halstuch um den Nacken geschlungen, ihr weißes Häubchen mit blauen Flügeln, von einem breiten, rosarothen Band gehalten, und die vier oder fünf Röcke und Unterröcke, die sie nach der Sitte der reichen Töchter des Landes übereinandertrug. So ausstaffirt und auswattirt schritt sie festen Ganges dahin, mit heiterm Gesicht, feuchtschimmerndem Auge, ein Lächeln auf der blühenden Lippe, hinter ihr einen

Geruch von frischgepflückten Rosen verbreitend, die sie halb zerdrückt am Busen trug.

Lesette reichte ihr nicht bis zur Schulter. Zart wie ein Weidenzweig, leicht wie ein Vogel wanderte sie in ihren ärmlichen Kleidern munter und lebhaft daher, die schlanke Gestalt in der Hülle von einfachem Wollenzeug, die Füße bequem in großen Schuhen, die glattgestrichenen Haare unter einem gedruckten Tüchlein; zwischen den aufgegangenen Haarflechten aber leuchteten ihre Augen schüchtern und aufrichtig, so klar wie ein Wässerlein im Walde.

Jordi schielte nach der Einen und guckte nach der Andern, und während er sie anschaute, sang er ein kleines Liedchen, wie es in dieser Jahreszeit die Hirtenbuben zu singen pflegen, wenn sie mit dem Heft ihrer Messer auf der saftigen Rinde des Haselstocks schlagen, der ihnen dazu dient, Maienpfeifen zu drehen. Das klang so süß und gedehnt, nur wie in drei gezogenen Tönen, einschläfernd wie die laue Wärme des Frühlings! —

Der rauhe, von moosigen Steinen und schwarzem Dorngestrüpp eingefaßte Weg ging plötzlich schnurgerade hinunter in den Thalkessel von Fregines. Schon kündigte sich das große Wiesengelände an; frische Lüfte wehten von unten und brachten mit dem Wohlgeruch der blühenden Pflanzen das eintönige, brausende Gezirpe der Heuschrecken und Grillen herauf.

„Längs dem Bache von Fregines werden wir Münze finden", sagte Rouzil.

„Und in der Pradette werden uns die Kletten nicht fehlen", fügte Jordi hinzu. „Die aus der Viguairie haben noch nicht geheuet."

Rechts und links vom Weg konnte man jetzt die ganze Herrlichkeit der Kräuterbezirke, wie zur Schau ausgestellt, wahrnehmen. Die Blüthen waren im Ueberfluß vorhanden: hier violette Inseln von Salbei, dort ganze Striche von weißer Engelwurz, weiterhin purpurfarbiger Sauerampfer, durch's Grün verstreut. Im Grase knieend pflückten Cesette und Rouzil mit beiden Händen und füllten ihre Schürzen, nicht wenig belästigt von den Ameisen, welche ihnen haufenweise über die Köpfe liefen und ihnen die gepflückten Blumen noch in ihren Händen streitig machten.

Als sie fertig waren, sagte Rouzil: „Wollen wir jetzt nach Riol gehen und Wasserlilien suchen?"

„Wasserlilien? Wozu denn?" fragte der Ochsenknecht.

„Man sagt, sie seien ausnehmend gut, um das Liebesweh zu heilen", lachte Rouzil.

„Ein böses Uebel", meinte Jordi, „aber was ist das für eine traurige Medizin! Ich für mich wollte mich lieber durch einen Kuß von meinem Schatz zu heilen versuchen! Das thut so wohl und ... gewährt so viel Vergnügen", fügte er hinzu, indem er seine Augen zu der Schäferin hinübergleiten ließ.

„Wenn Du die Wasserlilien verachtest", erwiderte

Rouzil ärgerlich, „gut, so steigen wir hinauf nach Cantagrel. Da werden wir Melissen und Citronenkraut finden, so viel wir wollen.“

Als die Citronenkräuter gesammelt waren, fing der Tag schon an zu sinken. Vom goldenen Licht des Abends übergossen verlängerten der Kornelkirschbaum und das Laßreis bereits ihre Schatten auf den magern, von Moos zerfressenen und von grobem Kiessand durchzogenen Grasplätzen.

„Hier“, sagte die Tochter Guiral's, „können wir unsere Kräuter erlesen.“

Sie und Jordi suchten sich den besten Platz am Fuß einer Eiche aus; Cesette saß ihnen zur Seite, die Füße in der Sonne, den Kopf, so weit es noch anging, im Schatten. Dann begann die Arbeit.

Keines war aufgelegt zum Reden; Rouzil am wenigsten. Die Tochter Guiral's war unzufrieden mit ihrem Tagwerk; ihr Plan war mißlungen, sie sah kein Mittel, um ihre liebreichen Absichten in's Werk zu setzen. Ahnungslos, offen, hier unter ihrer Nase verschlang der Ochsentreiber die Schäferin mit seinen Blicken. Der Unverschämte! Wie sollte sie ihm das begreiflich machen! . . .

Während sie diesen Gedanken nachhing, hatte da drüben ein junger Hirt aus der Umgegend zu singen angefangen. Man verstand keine Worte, ebensowenig eine Weise, nichts als so hingeflötete Tu, Tu und La, La, auf gut Glück in die Welt hineingedudelt; dann,

nach einer unsichern Cadenz, löste sich das ab mit einer ungeschickten, höchst kunstlosen Tanzweise, die in ganz verkehrter Art sich vorwärts bewegte, bald sehr hoch, bald sehr tief, mehr als einmal unterbrochen von einem Pfiff, oder von einem Zuruf an die Heerde.

Als Rouzil dies Lied hörte, hatte sie plötzlich die Nase erhoben, wie ein Stutenfüllen beim Geräusch, das der Haber macht, wenn er im Sieb gerüttelt und geschüttelt wird. Auf den Ellenbogen gestützt, gab sie mit dem Kopf den Takt und trällerte die Worte des bekannten Nationaltanzes aus der Auvergne vor sich hin.

„O“, seufzte sie, „wenn der Leiermann von Marcuer jetzt vorüberkäme und Eins aufspielen wollte!“

„Was haben wir sein Instrument nöthig“, entgegnete der Ochsenhirt. Unsere Kehlen werden doch unsern Beinen den Takt geben können. Ich sehe wohl, daß es Dich in den Füßen juckt, Rouzil. Und Du, Blonde, willst Du?“

Mehr als einmal, besonders an einem Sonntag nach der Vesper hatte Cesette diesen Tanz mit ihren Brüdern aufgeführt; mehr als einmal auch hatte sie an den Kirchenfesten in San-Vensa in einer Ecke der Gemeindewiese, wo die jungen Hirten und Hirtinnen ohne Entgelt nach dem Tone der Festmusik ihre Sprünge machen, von der Fertigkeit ihrer Beine Zeugniß abgelegt und selbst am Abend des letzten Festes, zwischen Feuer und Licht, wie man zu sagen pflegt, wann die Stunde des Abendessens die Leute vom Tanz heimruft und die

letzten Paare sich noch beim ersten Glanz der Sterne herumtummelten, hatte sie sich unter die Großen gewagt und sich gegenüber dem Faß des Leiermanns aufgestellt. Aber hier vor diesem großen Bengel Jordi, der ihr unaufhörlich mit einem ganz eigenen Gesicht in die Augen schaute, übernahm sie die Schüchternheit, und außer Stand sich fühlend, ihre kleine Kunstfertigkeit zu zeigen, ließ sie ihren Kopf sinken und winkte: Nein.

„Ei", sagte Rouzil, glücklich, ihren Rachegedanken wieder aufnehmen und ihr grollendes Herz erleichtern zu können, „siehst Du nicht, daß sie nicht mehr kann, als Eine, die soeben auf die Welt kömmt? Das Ding kann kaum laufen und Du willst, daß es tanze?"

Und als die Schäferin in der Verwirrung kein Wort finden konnte, fuhr Rouzil fort: „Statt die Zeit mit uns zu verlieren, würdest Du besser thun, eine Handvoll Aaronswurzel zusammenzusuchen für die Schweine, die jedenfalls heute keine kriegen, wenn alle Welt sie vergißt. Halt, da, nimm diese Kräuterbündel in Deinen Rock und mach', daß Du fortkommst!"

„Ich gehe", sagte Cesette gehorsam.

Aber sie konnte sich nicht entschließen, den Platz zu verlassen; sie blieb da, den einen Fuß über den andern gelegt, um Rouzil's und Jordi's Sprünge mit anzusehen.

Ein hübscher Tänzer, der Ochsenhirt! Weniger gewandt vielleicht, als die jungen Naseweise in Segala, zeigte er dagegen mehr Schulterbreite und Gesetztheit. Sehr

ruhig, mäßig in seinen Bewegungen, bescheiden in seinen Stellungen, ohne Ziererei, ohne irgendwelche Verrenkungen von Armen und Beinen drehte er sich hübsch vorwärts und rückwärts im Takt, und wenn er seine Tänzerin streifte, stieß er gedämpft jenes hôu! hôu! hören, welches mit einem einzigen Tone so wildfremd die Melodie dieses Nationaltanzes unterbricht.

Rouzil, außer sich vor Vergnügen, war mit Armen und Füßen dabei, in der besten Weise.

Weder das Eine noch das Andere schien sich im Geringsten um die Schafhüterin zu bekümmern.

Arme Cesette, deine Zeit ist schon herum!

Verdrießlich darüber, sich mit ihr abgegeben zu haben, verläugnete sie der Jordi ohne Scham und verkürzte sich die Zeit mit der Braunen. Außer Athem, das Gesicht voll dunkler Gluth, machte diese jetzt eine Pause. Vor ihrem Tänzer stehend, wehte sie mit der Schürze sich Luft zu. — Der Wind erhob mit jedem neuen Fächerschlag ihre an den Schläfen aufgegangenen Haare.

Alle Beide spielten miteinander; sie faßten sich bei den Händen, und wenig fehlte, sie hätten sich umarmt.

Was hatte Cesette hier noch zu thun?

Voller Scham über Die, welche keine besaßen, verließ sie dieselben endlich mit schwerem Herzen und gelangte, gerade ausschreitend und nur bisweilen sich bückend, um da und dort ein Büschel Aaronskraut auszuraufen, nach Ramaïrel zurück.

Nachdem sie die Heilpflanzenbündel in der Stube

auf den Tisch gelegt, schickte sie sich an, den Schweinen ihr Fressen zu rüsten, und während sie, am Rand des steinernen Troges sitzend, die Kleie in das heiße Wasser schüttete und die Blätter zerschnitt, kam ihr langsam, wie einer jener Ambratropfen, die man an verwundeten, reifen Früchten glänzen sieht, eine längst zurückgehaltene Thräne, ihre erste jungfräuliche Thräne, zwischen die Wimpern und rollte mit dem grünen Kraut hinunter in den Trog.

III.

Blindekuh.

Jordi gab sich jetzt nicht mehr mit der Schäferin ab. Als der Sommer begann, hatte er andere und wichtigere Arbeit auf seinen Schultern.

Die Ernte ist nicht zum Vergnügen da. Kaum des Morgens auf den Beinen, so heißt es: die Sichel in die Hand und „Vorwärts!“ Bis zur Hitze des Mittags, bis zur Kühle des Abends wird gearbeitet, so lange noch ein schwacher Lichtstrahl am Rande des Himmels fliegt! Das sind Tagwerke voll heißer Arbeit! Mit dieser glühenden Sonne zu schwätzen, das ist gut für die Grillen; je mehr alles Andere schweigt, desto lauter fangen diese Thierchen an zu singen. Von den Schnittern und Schnitterinnen wagte es Keines, dem Andern auch

nur ein Wort zuzuflüstern. Unter dem kurzen Schatten seines Strohhutes geborgen, schaffte der Jordi, ohne auf seine Nachbarin Acht zu geben; er sah nichts weiter von ihr, als ein wenig von den Schultern, einen weißen Hemdärmel, der sich auf dem Hintergrund der braungelben Aehren oder dem Blau des Himmels hin- und herbewegte.

Nun geschah es, daß um diese Zeit der Verfertiger der Joche für das Vieh, den man nur den „Jöchler“ nannte, nach Ramaïrel kam, um in seinem Berufe zu arbeiten: ein sehr häßlicher Mensch, ein wenig schielend, zu drei Viertheilen kahl, übrigens ein guter Arbeiter und ziemlich starker Herumstreicher beim Weibervolk. Bei Tische berichtete er, von zwei oder drei Schlücken Unvermischtem entzündet, alles Mögliche, indem er, kühn wie ein Soldat, die Eine ausfragte, der Andern einen Verweis gab, den Männern das Zwerchfell erschütterte, die Weiber schamroth machte, — besonders Cesetten, auf die er es mit seinen Spässen abgesehen hatte. All' das ohne Zweifel, um sich die Zeit zu verkürzen, oder vielleicht, ... wer weiß, man konnte dieser Kneipzange, diesem heimlichen Spötter, nicht allzuviel zutrauen!

Dem Jordi war es mißfällig, ihn zu sehen; er ärgerte sich, ihn zu hören. Das Herz dieser Unschuld zu beflecken, er, ein Wittwer, fast ein Greis! Welche Schande! Gerne hätte er, da ihm die Kraft fehlte, den verliebten Esel im Wortspiel zu schlagen, ihm den Mund mit einer tüchtigen Maulschelle versiegelt! Er wartete

ab und ließ ihn keinen Augenblick aus dem Auge, und das war gut für die Schäferin.

Eines Abends, als die Schnitter von den Feldern entlassen worden waren, kam sie allein nach Ramaïrel zurück, um noch die Heerde auszutreiben.

„He, Kleine“, rief ihr der Jöchler zu, der eben im Begriff war, die Oehrchen seines Jochs zu glätten, „wann kommen wir miteinander überein? Zwanzig Thaler Lohn, und Du gehst mit mir nach der Marniasse. Was meinst Du! Wenn mir Jemand gefällt, reut mich kein Geld. Und Du gefällst mir. Ueberlege Dir's einmal. Bei uns ist der Meister oft auswärts und die Mägde erhitzen dann ihr Blut nicht stark bei der Arbeit; auch gibt es immer etwa ein neues Tüchlein oder ein Camisol, womit man sich am Sonntag aufputzen kann. Nun, was sagst Du dazu? Mach' Dich reisefertig, Du dauerst mich auf Ehre. Antworte wenigstens, daß man weiß, was Du denkst! Zwei Thaler mehr, ... drei, das ist doch genug, um Dich zu bestimmen, he?“ —

„Der Tag geht zu Ende und heute Abend mußt Du Dein Joch an Guiral abliefern. Also halt' Deine Zunge in Ruhe und arbeite desto mehr mit den Händen. Gut' Nacht, Jöchler.“

„O, nur langsam; wart' ein wenig, mein Schätzchen. Höre, wenn Du mich nicht als Meister willst, so nimm mich zum Schatz.“

„Wenn ich Einen will, so will ich einen jungen und keinen Wittwer.“

„Sieh' mir einmal die Spitzbübin", erwiderte der Fremde, der ihr bis in den Stall gefolgt war; „ein Wittwer ist gerade so viel werth, als ein Anderer", fügte er bei, und gleichzeitig, als ob er mit ihr spielen wollte, suchte er sie zu fassen. Aber sie entglitt seinen Händen und wollte davonlaufen.

„O, Du kannst lang die Beine gebrauchen und ausblicken, ob Jemand kommt", sagte er zu ihr, „wir sind hier nur unserer Zwei, Schäferin!" —

„Und mich vergissest Du, Jöchler", schrie Jordi, der im nämlichen Augenblick die Schwelle des Hofes überschritt.

Der Jöchler blieb hübsch stehen, während Cesette, etwas verlegen, aber durchaus befriedigt von Jordi's eifersüchtiger und böser Miene, ihre Heerde wieder sammelte.

„Nun, guter Freund", fuhr der Ochsenknecht fort, „denkst Du denn gar nicht an Dein Alter, wenn Du so den Mädchen nachspringst? Die hätte Dir den Weg gezeigt, die da!"

„Ein Mädchen flieht nur, um gefangen zu werden. Laß Dir das gesagt sein, mein Junge, und warte, bevor Du einen Alten hänselst, bis der Milchbart Dir ausgegangen ist!"

Jordi, dem es verleidet war, sich in der Gegenwart der Hüterin so den Schnabel verschlossen zu sehen, stellte sich vor die Schnitzbank des Jöchler's hin, faßte das neue Joch in seine Hände und hob es empor, wohl um

den Unverschämten zu prügeln, wobei er aber, indem er das Werkzeug nach allen Seiten befühlte, es aufmerksam betrachtete.

Eine hübsche Arbeit das, man konnte nichts dagegen sagen: schön geschweift, die Enden gehörig ausgezackt, nicht zu wenig und nicht zu viel Material daran, und das Ganze abgerundet, zierlich ausgehauen, geschmeidig in der Hand, — ein Meisterwerk! Und das Holz war des Arbeiters würdig: ein feines Rippenholz von frischen gelben Adern durchzogen, die gleichsam noch den Glanz des Stahles bewahrt hatten.

Indem Jordi das Joch bewunderte, vergaß er gegen den Jöchler aufzubrausen. Dieser aber verlor die Bewegungen des Burschen nicht aus dem Auge und als er sah, daß derselbe sich besänftigt hatte, dachte er nicht daran, den Streit mit einem so stiernackigen Lümmel weiter in die Länge zu ziehen, sondern hatte sich ihm langsam genähert.

„Ein schönes Joch“, sagte er, indem er in die Gedanken Jordi's einging; „es wird ein hübscher Schmuck für Deine Ochsen werden. Wieg' einmal, wie leicht es ist, wend' es auf- und abwärts, Du darfst es. Ein guter Zuschnitt und richtige Verhältnisse; das Stück ist solid und würdig, von allen Seiten betrachtet zu werden! Ja, man kennt sein Handwerk! Auf den Märkten von Montauban-en-Quercy, wo Vieh aus aller Herren Ländern hinkommt, habe ich Joche gesehen aus der Gascogne, die leichter sind als unsere und die von

Languedoc; sie haben in der Mitte ein hölzernes, gelbes oder blaues Thürmchen, das mit einem Spiel von Glöckchen besetzt ist, die von Morgen bis Abend bimmeln. Das ist ganz artig, wenn man will; aber ich gebe doch unserer Art den Vorzug."

Der Jöchler redete noch, Jordi hörte ihn nicht mehr. Ungeduldig, das neue Joch zu probiren, hatte er die Ochsen im Stalle aufgesucht.

Während er mit Hülfe des Alten sie an den Wagen spannte, ging die Schäferin, die ihre Heerde gesammelt hatte, an ihnen vorbei. Da blinzelte der Jöchler zum Ochsenknecht herüber und meinte:

„Warum sagtest Du nicht, daß der Bissen nach Deinem Geschmack sei, Du Duckmäuser? Man wäre dann nicht in Versuchung gekommen, ihn Dir vom Munde wegzuschnappen!"

„Du täuschest Dich, Freund, Du irrst; in meinem Leben habe ich nie auf die Kleine ein Auge geworfen."

„Du sahest doch soeben noch drein, wie die hellste Eifersucht! Uebrigens bist Du nicht verpflichtet, mir Deine Geheimnisse zu verrathen. Aber wenn die Scham allein Dich treibt, Cesetten zu verläugnen, so thust Du Unrecht. So schmächtig sie ist, so ist ihre Gestalt wohl ebenso schön als eine andere, und was die Anmuth ihres Geistes und Körpers betrifft, so könnte man wohl weit laufen im Land, bis man eine träfe, die ihr gleichkommt. Es ist wahr, es trifft sich, daß sie ziemlich mit Brüdern und Schwestern gesegnet ist, und da kann man

sie nicht als eine reiche Erbin betrachten; aber Andere vor ihr haben den nämlichen Fehler gehabt und doch einen Liebhaber nach ihrem Wunsch gefunden. O, wenn ich zehn Jahre jünger wäre!"

Was hier der Jöchler über Cesette sagte, geschah offenbar nur, um die eigene böse That zu beschönigen. Aber seine Worte klangen dem Ohr Jordi's so süß wie die Lieder der Amseln und Nachtigallen. Es schien ihm, daß sie seine eigenen Gedanken ausdrückten, wie er selbst es nicht gekonnt hätte, und daß sie ihm einen Weg zeigten, auf welchem er den ersten Schritt noch nicht gewagt hatte.

So schwatzend kamen die Beiden bis nach Ginibrede heraus, wo Rouzil und Guiral eben mit dem Binden der Garben fertig geworden waren.

Guter Gott, wie fand heute Abend der Ochsentreiber die vornehme Rouzil! Das Halstuch verkehrt, den Hut auf der Schulter, die Haare an der Sonne, sie selbst aufgeschürzt, Hals und Brust entblößt, mit männlichen Zügen, — wie wenig glich sie der andern, glich sie Cesetten! —

Aergerlich wegen ihres Abenteuers wagte die letztere während der Dauer des Abendessens weder ein Wort zu reden, noch auch nur aufzublicken.

Ganz verlegen und beängstigt, den Kopf voll von dunstigen Hoffnungen und Träumen, redete Jordi nur wenig und als das Essen beendigt war, so zog er sich, statt mit den Andern zu plaudern, bald in den Stall

zurück, wo sein Bett neben dem Verschlag für das junge Vieh aufgerichtet war.

Hier, allein und ohne die geringste Lust zu schlafen, begann der Bursche die Erlebnisse des heutigen Tages wiederzukäuen, und er verdaute sie schlecht. Cesette ging ihm im Kopf herum. Wie schade, daß sie so arm ist, dachte er. Mit dem, was ich von Hause aus erhalte, wenn sie von ihrer Seite etwas, wenn auch nur ein Weniges gebracht, hätte man vielleicht sich einrichten können.

„Aber Nichts, gar Nichts, — das reicht wahrhaftig nicht hin! Niemals würde man sie bei meinen Eltern aufnehmen, niemals! Gut, so möge der Jöchler, der ja reich ist, sie nehmen, wenn er dazu so große Lust hat! Desto besser für ihn.“

In seiner Unruhe kehrte sich Jordi auf die linke und dann wieder auf die rechte Seite. „Cesette und der Jöchler“, brummte er wieder, „dieses reizende Geschöpf und der Häßliche! Es wäre Sünde! Nein, nein, das darf nicht sein. Er soll mir nur ein ander Mal wieder versuchen, um sie herumzuschleichen... Cesette muß mein werden! Morgen schon will ich gehen und mit ihr reden und wenn sie einverstanden ist...“

Bald entschieden, bald nicht, wechselte Jordi seine Gedanken immer wieder von Neuem und konnte es zu keinem festen Entschluß bringen. Ein heller Stern, anderwärts der Schäferstern genannt, warf sein zitterndes Licht in sanfter Klarheit zu dem geöffneten Stallfenster

herein, um drei Uhr des Morgens, als der arme Bursche noch kein Auge hatte schließen können.

Darum stund er jetzt auch heute eine halbe Stunde später auf, als es seine Gewohnheit war, und als er zum Schafstall gelaufen kam, wo er Cesette zu treffen hoffte, war der Ort leer und die Schäferin ausgeflogen.

„Der kleine Aufschub“, dachte er, „hat nichts zu bedeuten. Diesen Abend, wenn sie die Eimer am Brunnen füllt, werde ich wohl einen Augenblick finden, um mit ihr zu reden.“

Aber der Liebhaber machte die Rechnung ohne Rouzil, welche, mißtrauisch geworden, unsere Liebenden plötzlich überfiel, ehe sie nur zwei Worte gewechselt hatten.

„Du“, sagte sie zu Cesette, „hast jetzt genug Kurzweil gehabt. Schnell, Du Faullenzerin, bring' mir die Eimer herauf in's Haus und setze das Wasser über's Feuer für die Suppe.“

Und als der Ochsentreiber der Magd den Weg vertrat, herrschte Rouzil ihm zu:

„Komm', Jordi. Du gehst mit mir hinunter nach Valzergues. Du mußt dem Vater helfen den Dünger verlegen.“

Verdrießlich folgte Jordi der Haushälterin. Der Weg war schmal und felsig und führte zwischen Eichen hindurch; Rouzil, vorausschreitend, wand und krümmte sich, spielte die Gewandte, sprang von einem Stein auf den andern, mit Halsverdrehungen und verstohlenen Blicken, die auf den Ochsenknecht gemünzt waren,

welcher mit stummem Munde, gesenkten Kopfes ihr auf dem Fuße folgte. Um ihn aufzuheitern, hielt sie bisweilen einen jungen Zweig zurück und ließ ihm denselben mit einem hellen Lachen in's Gesicht fahren. Verlorne Mühe, — Jordi sah sie nicht an.

„Nun gut, Du magst nicht reden, Freund", sagte sie endlich. „So reich an Worten noch vor Kurzem, und nun geizest Du damit. Du bist nicht mit Jedermann artig, Ochsenhirt."

„Wenn der Müller kein Wasser hat, um zu mahlen, so steht die Mühle still, nicht wahr, Rouzil?"

„Und wenn die Kundin ihm gefällt, so bekommt sie von ihm noch einen Kuß über das volle Maß hinaus, nicht wahr, Jordi? Gestehe nur, ich habe Euch soeben zu sehr ungelegener Zeit überrascht. O, o, Du zerdrücktest sie ja fast, Deine Blonde! Wie schade, daß ich den Faden abgeschnitten habe. Siehst Du, das ist für ein ander Mal. Und wann soll die Hochzeit sein! Glücklicher Bursche! Die Grundstücke, welche Deine Frau erben wird, haben nicht von Pfändung und vom Frost zu leiden!"

Rouzil höhnte fort; dann sagte sie mit einer Art von Mitleid: „Sie liegt Dir doch recht sehr am Herzen, dieses Stückchen von einer Schäferin!"

„Nicht mir, vielmehr Dir, da Du ihren Namen immer im Munde führst."

„Freilich, um darob zu lachen."

„Verachte sie, wenn Du willst, aber laß sie in Ruhe.

Dich stets zu erhitzen, wenn von ihr die Rede ist, das macht Dir ein rothes Gesicht!“

„Gelt, das ist eine häßliche Farbe für Dich, der Du die bleichen Backen liebst! Nun, Jeder hat seinen Geschmack; der Deine geht gottlob nicht durch die ganze Welt. Und nun“, schloß sie, „guten Abend; dort ist der Vater, er wartet auf Dich. Ich gehe nach der Seite von Fregines hin, um Futter für die Gänse zu holen!“ —

Kalt, entschlossen, mit fast harter Miene verließ sie den Ochsenhirten und ging hocherhobenen Hauptes davon, so lange sie glaubte gesehen zu werden. Aber sobald sie in die Sicherheit des Gehölzes kam, setzte sie sich auf die Erde, fast erstickend vor Aerger.

„O, der Dummkopf“, seufzte sie. „Er sieht nichts und begreift nichts. Ebenso gut versuchte man dieser Eiche die Augen aufzuschließen oder diesen Felsenrücken zu liebkosen! Lange Beine und kurze Gedanken! Am hellen Mittag sieht er nicht klar. Ach, ich kann ihm doch nicht sagen.... O, wie dumm ich bin! Die Eifersucht hat mich.... Was? Ich eifersüchtig? Guter Gott, auf wen denn? Rouzil eifersüchtig auf Cesette! Nein, das ist nun zu Ende, — möge er sie nehmen und heirathen; mögen sie alle Beide zum Teufel gehen! Ich werde doch wohl noch Jemanden finden, mit dem ich mich trösten kann!“

Nachdem Rouzil einmal diesen Entschluß gefaßt, trocknete sie ihre Augen und begann ruhig die jungen

Nesseln längs den Hägen abzuschneiden. Aber als sie am folgenden Tag den Ochsenknecht bei Cesette stehen sah, da hielt ihr Gleichmuth nicht an, sondern sie hatte schnell das Eine links, das Andere rechts geschickt mit einem Ton, der nicht zur Wiederholung einlud!

Dreist und herzlos hatte sie sich vorgenommen, die beiden Liebenden auseinander zu bringen; eine undankbare und erniedrigende und, was noch schlimmer ist, eine unnütze Aufgabe, denn bei diesem Blindekuhspiel konnte es nicht fehlen, daß ein wenig früher oder später Cesette und Jordi ihr entwischten.

Das, was sie fürchtete, kam unverhofft eines Sonntag Nachmittags, als der junge Mensch von Guiral die Erlaubniß erhielt, seine Eltern zu besuchen, die er seit der Heuernte nicht mehr gesehen hatte. In der That lief er zunächst in einem Strich nach Colombarié, wo er seine Mutter Fabiane mit seiner kleinen Schwester Judille traf, die eben damit beschäftigt waren, ein Büschel Aehren kreuzweise ineinander zu flechten, um sie, wie es Sitte ist nach jeder Ernte, auf den Hausthürpfosten zu nageln. Die langen und vollen Aehren gaben einen guten Begriff von der in diesem Jahr wirklich sehr reich ausgefallenen Ernte.

„Bei uns“, sagte die Mutter, „gibt es Garben im Ueberfluß; alle Welt steht still, um sie zu betrachten. Und Du, Jordi, willst Du nicht auch hingehen und sie bewundern? Doch ich sehe, daß was hier vorgeht, bei Dir keine Theilnahme erweckt. Es gab eine Zeit, wo

Du deine Beine rührtest, um zu uns zu kommen, und jetzt! Zwei Mal, nein nicht zwei Mal habe ich Dich gesehen, seit man die Sichel an's Getreide legte! O, was ist doch das! Wann wirst Du müde sein, so unter der Hausthüre zu stehen, gerade als ob Du ausfliegen wolltest? Kommst Du eigentlich aus dem Mond, oder willst Du dorthin? So sitze doch! Halt, leg' Deinen Hut ab, daß man auch Dein Gesicht sieht. Nun, wie geht es Dir? Was machen sie in Ramaïrel? Sind sie zufrieden mit der Ernte? Rouzil und Guiral, was sagen sie dazu? Und die neue kleine Magd, wie heißt sie doch, Cesette? Eine von Segala, glaub' ich. Aus der Art geschlagen, sag' ich Dir. Sie macht eine elende Figur für die Arbeit."

Jordi antwortete kurz; er stand auf, setzte sich, erhob sich wieder, machte einige Gänge durch die Stube, die Augen auf die Zeiger der Uhr geheftet und die Gedanken auf dem Wege zur Schäferin.

„Vier Uhr", sann er; „jetzt kommt sie aus der Vesper zurück und rüstet das Fressen für die Schweine. Fünf Uhr, da verriegelt sie den Schafstall. Dann geht sie aus" ...

Und ohne mehr auf Fabiane oder die kleine Judille zu hören, die ihn am Kleide zog, um ihm das junge Vieh zu zeigen, sagte er ihnen „Guten Abend" und — fort war er!

Er konnte es kaum erwarten, bis er die Höhe von Jamblusse erreicht hatte. Von hier aus sieht man

überall hin und hört weit in die Ferne. In der Runde, nach Osten und Westen, breiten sich massige Hügel aus, stufenweise, die da und dort gelbe Stoppelfelder, graue Kiesplätze und mauerumschlossene Weinberge erblicken lassen. Den Thalkessel schneidet ein schwärzlicher Wasserstreif entzwei, welcher auf der Höhe noch glänzt und funkelt, unten aber sich in sanfte Schatten verliert, die langsam zunehmen.

Am Pfahlzaun einer Mauer stehend, die Hand vor den Augen zum Schutz gegen die Sonne, suchte Jordi die Schäferin. Er entdeckte sie endlich im Thalgrunde mit ihrer Heerde, welche das Gras von Pre-Raïnal abweidete, und alsbald, als ob er nicht eine Minute zu verlieren hätte, begann er den Fußweg hinabzusteigen.

Aber je mehr er sich ihr näherte, verflog auch bei ihm die große Hast; er verkürzte seinen Schritt und seufzte dabei in die Luft hinein. Was sollte er am Ende dem Mädchen sagen?

Schon war er bei der Baumreihe, welche die Wiese einschloß. Als er die Aeste eines blühenden Hartriegels auseinanderdrückte, gewahrte er Cesette; sie lag auf den Knieen im Grase, rückwärts gekehrt, nach Art der Hüterinnen, halb auf ihren Fersen sitzend. Sie hielt sich still und sah in den Himmel hinein; bisweilen gähnte sie und ließ ihre Zähne sehen.

„Guten Tag, Cesette.“

„Du bist es, Jordi“, sagte sie überrascht und indem sie sofort aufstand, fragte sie: „Woher kommst Du?“

„Aus der Colombarié, geraden Wegs.“

„Und willst ohne Zweifel da oben bei Ginibrede irgend Einer einen Besuch abstatten; wenigstens sollte man es glauben, nach Deiner Miene zu urtheilen.“

„Hast es halb errathen, Schäferin, nur daß mich mein Weg nicht so weit führen wird.“

„Die aus der Viguairie wartet Dir vielleicht im Hölzchen von Fregines. Ich sah sie eben erst nach der Vesper auf diese Seite hinaus wandeln.“

„Mein Schatz wohnt näher.“

„Näher? Da wüßt' ich keine, oder Du hättest Eine von den Albernen aus der Joncière bestellt! Richtig, hörst Du, wie Dir von dort her die Frösche ein Ständchen geben! O, die hübsche Musik!“

Ein andauerndes Gequack kam aus einem halb ausgetrockneten, von Kräuterwerk verdeckten Sumpfe her, der nicht weit von Pre-Raïnal faulte.

Cesette und Jordi schwiegen.

Man hörte das regelmäßige Geräusch, das die Schafe machen, wenn sie das Gras abätzen. Fressend weideten sie hin, und die Schäferin folgte ihnen, begleitet von dem Ochsenknecht, der ebenso viele Schritte machte wie sie, er auf der einen, sie auf der andern Seite des Hages. Dieser war sehr hoch und dicht; die Weide, der Kornelkirschbaum und der Weißdorn verschlangen sich da so stark, daß die jungen Leute sich nur stückweise zwischen durch sehen konnten. Bald war es ein grünvergittertes Stückchen ihres Häubchens, bald das bleich-

wangige Gesicht Cesettens und ihre Augen, die ebenso lebhaft waren wie die eines Zaunkönigs oder einer Feldmaus.

Als sie bei dem Weidenthörlein ankamen, welches den Zugang zur Wiese bildete, wollte die Schäferin hinaus; Jordi aber pflanzte sich der Art entschlossen vor sie hin, indem er den Ellenbogen auf den eschenen Pfosten legte, daß sie genöthigt war, die Augen zu ihm aufzuschlagen.

„Gut denn“, sagte er, „wenn Du es doch nicht errathen kannst, so werde ich Dir den Namen meines Schatzes sagen müssen! Aber vielleicht kümmerst Du Dich wenig darum, es zu wissen“, seufzte der Bursche, der sich durch Cesette nicht hinlänglich ermuthigt fühlte. „Ich sehe schon“, fügte er hinzu, „mein Geheimniß und ich können uns zurückziehen, ohne daß Du unser bedarfst. Wenn Du allein bist, kannst Du besser Deinen Gedanken nachhängen und an Deinen Geliebten denken.“

„Ein Geliebter? Ich? Und was für Einen denn?“

„He nun, der Jöchler?“

„Ein Wittwer! Ich habe keine Lust, mit Musik zu heirathen.“

„Oho! Bei der Musik seiner Thaler wirst Du die Katzenmusik der Kesselflicker überhören. Der Jöchler ist reich.“

„Zu reich an Jahren, nach meinem Geschmack, und zu arm an gutem Aussehen.“

„Nun, so grämst Du Dich um einen von da unten“, machte Jordi, indem er mit dem Finger nach dem Gebirg von Segala deutete, das in blauen Duft gehüllt zwischen zwei Eichen durchschimmert. „Irgend ein

Rothkopf mit weißem Gesicht und honigsüßen Worten hat Dich zu beschwatzen gewußt!"

„Warum spottest Du, Jordi? Blond oder braun, die Liebhaber scheeren mich wenig!"

„Und wenn ein Bursche von hier, nicht eben häßlicher als ein Anderer, und der, wenn seine Eltern das Zeitliche gesegnet haben, ein hübsches Stück Land mit ein wenig Geld bekommt, Dir vorschlagen würde, sich mit Dir zu einigen, würdest Du ihn nicht abweisen?"

„Weder Herr, noch Bettler weiß in der Welt, wo sie Morgen ihr Brod essen werden. Hier oder anderwärts, — das thut nichts zur Sache, wenn der Bursche mir gefällt", fügte sie hinzu, indem sie vor Jordi's Blick das Haupt zur Erde senkte.

Sie hatten keine Zeit, sich mehr zu sagen. Rouzil erschien in demselben Augenblick auf dem Wege zum Brunnen, die kupfernen Kessel in der Hand.

„Heda, Hüterin, nimm die Heerde in Obacht", rief sie, ganz im Zorn.

Cesette lief, was sie konnte und hatte bald ihre Schafe von dem Kleefeld zurückgetrieben, an dessen Saum sie gestoßen waren.

Fast ebenso furchtsam wie sie und nicht sorgend, ob er die Tochter Guiral's beleidige, setzte Jordi seinen Weg fort und stieg durch das Gehölz von Fregines gegen die Viguairie herauf.

Die Sinne des armen Burschen waren verwirrt und seine Kniee etwas unzuverlässig geworden. Aus

diesem Grunde setzte er sich und ließ die Beine frei über den Rand eines Steinbruches herabhängen, von welchem aus der Blick über die Gipfel junger, vom Licht gestreifter Steineichen hin leicht bis zum Grunde des Thales und auf die Grasplätze von Pre-Raïnal hinunterschweifte, die schon feucht waren vom Thau des Abends.

Was machte wohl jetzt die Schäferin?

Zu entfernt, um ihr Gesicht zu entziffern, aber doch nahe genug, um jede ihrer kleinsten Bewegungen zu verstehen, wandte er kein Auge von ihr ab.

Aufrecht lehnte sie sich mit dem Rücken an einen Nußbaum mit weißer Rinde und sah tändelnd in die Luft hinein. Ohne Zweifel, weil sie müde war, ließ sie sich zur Erde nieder und kauerte da, die Stirne auf den Knieen, die Hände lässig im Gras. Schlief sie? Jetzt richtete sie sich langsam wieder auf und betrachtete den Himmel.

Rosenwolken schwebten da drinn herum, und in der höchsten Höhe der klaren Luft segelte eine Elster mit lichtübergossenem Flügel dahin, sich ein Nachtlager zu erspähen.

Der Himmel mahnte Lesette zum Aufbruch.

Von der Schäferin angerufen, trieb jetzt ihr Hund mit lautem Gebell, das weit durch den Wald hintönte, die Schafe von der Weide. Lesette ging zuletzt aus der Wiese hinaus; Jordi sah, wie sie das Weidenthörchen schloß; dann, nach einigen Schritten, verlor sich ihr weißes Häubchen im grünen Laubwerk.

Die Hüterin war verschwunden; unterdessen blieb

Jordi noch an seinem Platze und hörte, wie die Glöcklein der Heerde sich verloren, während man diese selbst nicht mehr sah. Auch der Tag ging dahin. Die Schatten nahmen unmerklich zu, überschwemmten das ganze Thal und erfüllten es bis zum letzten Saum. Gleichzeitig erstarb jedes Geräusch; eines nach dem andern verstummte, verlor sich in's Schweigen. Noch der rauh abgebrochene Schrei eines Hähers, aus dem Gipfel der Aeste sang noch eine Amsel, zaghaft, beklommen, geängstigt von der einbrechenden Dunkelheit, als drängte es sie, noch Alles zu sagen vor dem beunruhigenden „Pst" der Nacht. Nachher nichts mehr; kein anderer lebender Ton, als die Klage einer Quelle, die sich im Dunkel des Gehölzes verlor.

War das wohl eine Quelle? War das nicht ein Seufzer, den der Ochsenhirt jetzt eben vernahm? Irgend Jemand, wahrhaftig, irgend Jemand schluchzte da unten gegen Fregines zu.

Einigermaßen beunruhigt und doch neugierig, stieg der Ochsentreiber hinab.

Er war auf's Höchste überrascht, als er sich bis zum Brunnen geschlichen hatte, hier zwei auf den steinernen Trog gestellte Kupferkessel zu finden, und ganz nahe ein in's Dickicht hingestrecktes Weib, welches, das Gesicht im Grase, sein Schluchzen zu ersticken suchte.

„Wer bist Du, der Du hier weinst?" fragte der Ochsenhirt.

„Jemand, den seine Kraft verlassen, der sich mit

dem Kummer geschlagen, und den der Kummer zu Boden geworfen hat."

„Rouzil? Und was hat man Dir gethan?" fragte der Ochsenknecht. „Doch halt, das läß sich errathen; das wird ein Streich sein von Deinem Liebsten. Blat, ich will wetten, Dein guter Freund Jean Blat hat Dich verlassen. Schon seit einigen Tagen bemerkte ich, daß das so kommen mußte. Noch diesen Morgen habe ich sie gesehen, wie sie mit der Tochter Alari's sich unterredeten. Als sie mich sahen, machten sie sich davon, wie die Hasen; aber ich habe die Bièbe wohl erkannt, die lief davon, daß die Steine aus der Mauer rollten. Dieser Bursche hat einen sonderbaren Geschmack. Nach meiner Idee ist sie zu handfest, diese Bièbe; ihre Augen sind zu lang geschlitzt; ihre Haare zu schwarz: sie hat von Allem zu viel. Und das verdrießt Dich, daß sie so zusammenschleichen. Du thust sehr Unrecht daran! Wegen eines verlorenen Liebhabers! Mit Deinem Gesicht und mit dem, was Dir von Deiner Mutter zukommt, brauchst Du durchaus keinen Verkaufszeddel, um Kunden anzuziehen. Darum nimm's leicht und tröste Dich! Weißt Du, daß wir jetzt deinetwegen zu spät unsere Suppe bekommen, Hausmütterchen?"

Rouzil war aufgestanden. Sie nahm sich zusammen, faßte die Kessel an und machte drei Schritte vorwärts; aber ihre Beine wankten, und einer Ohnmacht nahe, war sie genöthigt, sich an eine Eiche zu lehnen.

„Ah, ist es das! Du bist krank", rief Jordi, in-

dem er sie zu stützen sich den Anschein gab. „Der Kummer erdrückt Dich. Weine Dich aus, wenn Du magst; laß Deinen Schmerz durch die Augen sich fortmachen!“

„Warum mein Weh Dem offenbaren, der es nicht heilen kann? Ach, Einem wohl zu wollen, während dieser Eine uns verachtet, welch’ ein Schmerz!“

„Vielleicht bist Du im Irrthum, und ich habe falsch gesehen diesen Morgen. Jean Blat wird Dich nicht verlassen!“

„Ob er bleibe, oder ob er gehe, ich kümmere mich nicht darum.“

„Nun, weßwegen beklagst Du Dich denn?“

„Wegen Einem, der die Blonden liebt. Kommst Du nun darauf?“

Jordi wagte nicht, aus diesen Worten die Wahrheit herauszuhören.

„Und Du sagst, der Betreffende verachte Dich“, antwortete er klüglich. „O nein. Die Scham hindert ihn vielleicht, eine Tochter zu suchen, die reicher ist, als er, und deren Absichten er nicht ahnt.“

„Ich kann mich ihm doch nicht selbst anbieten und mich der Gefahr aussetzen, ein „Danke Gott“ zu erhalten!“ versetzte Rouzil mit einem Liebesspiel der Augen, das selbst für einen Jordi hinreichte, sie zu verrathen.

Leiser redend, hatten sie sich einander genähert; das Mädchen kühner, der Bursche schüchterner, je mehr die

Dunkelheit der Nacht einsank. Die Haare des Ochsenhirten streiften einen Augenblick die Wangen der Braunen und ohne sich weiter zu bedenken, ließ sie sich in seine Arme gleiten.

„O Jordi", rief sie, indem sie den Ochsenknecht fest umarmte, „o mein Lieber!"

Sie umarmten sich.

Und als Jordi betäubt schwieg, sagte sie mit Entschlossenheit:

„Es ist Zeit zur Heimkehr. Du schlägst Dich auf die Seite von Ginibrede; ich nehme den Weg über Fregines hinauf."

Bevor er daran gedacht, ihr zu antworten, war Rouzil verschwunden. Und so verließ auch er den Ort.

Halb froh, halb ärgerlich, vor Allem aber über die Maßen verdutzt, ging er gesenkten Hauptes unter den Bäumen dahin; die Aeste, welche ihn auf seinem Wege streiften, weckten ihn jeden Augenblick aus einem fremdartigen Traume, der ihn nicht verließ, auch nachdem er auf seinem Gange völlig wach geworden.

IV.

Das Geld.

Man schlief schlecht diese Nacht in Ramaïrel. Guiral dachte an das seit zwei Tagen begonnene Dreschen des Getreides; Cesette legte sich das Gespräch von Pre-

Raïnal nach ihrer Weise zurecht; Rouzil kehrte in Gedanken zum Brunnen von Fregines zurück, und Jordi dachte noch einmal über den Glücksstreich nach, der ihm die reichste Tochter des Landes in die Arme geworfen.

Welch' ein Abenteuer! Sie hielt es mit ihm, die Braune; kein Zweifel, sie wollte ihn haben. Und er? Er wußte gar nicht, was thun und was denken. Sicherlich zog er die Schäferin vor; die andere, mehrere Monate älter als er, schien ihm ein wenig zu reif für einen neunzehnjährigen Burschen. Ja, — aber das Geld und später der Hof von Ramaïrel als Erbschaft!

Die Sache wollte offenbar überlegt sein. —

„Jordi!“ — Guiral schüttelte ihn. „Auf, lebhaft, Du Siebenschläfer! An die Garben! Wir wollen machen, daß wir mit der Arbeit rücken bis zum heißen Mittag. Man hört die Hähne von Ginibrede krähen; das ist ein Anzeichen des Föhnwindes. Mach', daß wir hinunterkommen!“

Drunten im Hof war es schon ziemlich hell. Indem sie die Garben losbanden und auseinander legten, rüsteten die Männer Schicht um Schicht die Dreschtenne zu, während die Weiber, die schon aufgestanden waren, in dem verschlossenen Hause sich gleich dem leichten Gesumme eines Bienenstockes rührten, der eben im Begriff ist, munter zu werden.

Cesette kam zuerst heraus.

Schüchtern warf sie ihr „guten Tag“ nur so in der Eile hin und schoß dann zum Stalle, mit einem

theils von Scham, theils vom Widerschein der eben anbrechenden Morgendämmerung gerötheten Gesicht.

Der Dreschplatz war unterdessen zugerichtet; das Bett der im Kreise herumgelegten Garben wartete nur auf den Niederdruck der Walze.

Jordi spannte die Ochsen ungeschickt an; seine Hände zitterten fieberhaft. Zwei Mal mußte er wieder anfangen, um den Zug an den Hörnern der Thiere zu befestigen.

„Ruhig, Laubi, ruhig, Bleß!“

Geduldig ließen sich die guten Thiere das Joch auflegen und die schwere Maschine setzte sich in Gang, Jordi oben auf seinem Sitz, den Treibstachel in der Hand.

Geleitet durch das Seil, das sie mit dem eichenen Pfahl in der Mitte der Tenne verknüpft, kreisen die Ochsen, bis an die Wampen in's Stroh versenkt, langsam herum, bald ihren Zirkel verengernd, bald erweiternd, während die Steinwalze in unmerklicher Bewegung dahingleitet, die Streue zermalmt und das Korn aus den Aehren hervorspringen läßt.

Der Dreschwagen schleicht dahin, die Sonne steigt, die Luft wird glühend, und bald nehmen im Schweigen der unabsehbar öden, unbeweglichen Landschaft diese beiden Bewegungen einzig ihren Fortgang, ineinander und miteinander: droben das große Rad der Sonne, das Licht spendet, indem es sich dreht, unten die Walze, die Korn liefert, während sie weiter rutscht.

„Ruhig, Laubi, ruhig!“

Glänzend, im Strahlenregen der Sonne, die Stirne hoch, funkelnden Auges steigt Rouzil in kleinen Schritten die Haustreppe herab. Sie singt. Das Licht macht der da keine Furcht, so wenig als die Liebe. O, diese stolze, freimüthige Tochter mit ihrem festen Willen und ihrer Beherztheit! Was die jemals erstrebte, das hält sie fest; ihre halbbefriedigte Laune, ihre Grillen gehorchen ihr: sie setzen das Blut in Feuer, bringen das Herz in Feststimmung. Mit ungezwungenen Bewegungen, den Kopf sorgenfrei, arbeitet sie nach ihrer Gewohnheit, die Augen auf den Ochsenknecht gerichtet.

Aber Jordi beschäftigt sich nicht mit Rouzil. Ganz bei seinen Geldgedanken läßt er seine Blicke jenseits der Gartenmauer schweifen, über die Grundstücke von Ramaïrel hin, die sich in der Runde vor ihm ausdehnen, unten die Wiesen, oben die Weinberge und die Aecker.

Welche Augenweide! Da streckte sich terrassenförmig das Stoppelfeld von Sirejol hin, ganz mit Garben getüpfelt, die einander fast berührten, so vortrefflich ist dieser schwere und rauhe Boden zur Hervorbringung des Weizens. Das Brachfeld von Dodoeli auf der gegenüberliegenden Seite, weiß von grobem Kies und grün vom Brombeergesträuche, würde eine gute Ernte liefern, wie jeder andere Boden, würde es einmal von den Steinen gesäubert und vom Schatten der drei Nußbäume befreit, die es aussaugen. Drei alte und ganz gesunde Nußbäume, — die würden, in Bretter zerschnitten,

einen hübschen Schrank geben und für die Kellergewölbe eine neue Thüre, da die alte doch nicht mehr hält.

„Ruhig, Bleß, ruhig!“

Die Walze drehte sich, und jenseits dem geschlossenen Baumgarten, der an das Haus stößt, gab sich der Weinberg von Amélies zu erkennen, zwischen das Gehölz von Fregines und das Brachfeld von Querbes-Longues eingekeilt. Ein junger Weinberg, in vollem Trieb, das beste und berühmteste Rebland der Umgegend! Guiral hatte im verflossenen Jahre zehn große Fässer daraus-gezogen, ohne den Halbwein und die Haufen von Feigen und spanischen Herzkirschen. Wie gerne er auch den Wein trinken mochte, das war sicher, daß der Besitzer des Weinbergs von Amélies nie etwas von dem bösen Durst zu leiden haben würde!

„Ruhig, Laubi, ruhig Bleß!“

Die Ochsen, etwas widerspenstig geworden, hielten einen Augenblick an, und Jordi, der sie verschnaufen ließ, klafterte mit einem Blick das Gebäude von Ramaïrel aus. Ein fester Bau, durchaus von geschickter Hand, die Mauern schnurgerade aufgeführt, zur Rechten das Taubenhaus, weiß wie Schnee, und auf beiden Seiten des Hofes zu ebener Erde die Scheune, der Wagenschuppen, die Schäferei, Alles; ein vollständig ausgerüstetes Haus, gut erhalten, sorgfältig verschlossen, mit dem Datum der Erbauung auf dem Querbalken der Thüre, von oben bis unten mit großen Nägeln bewehrt und beschlagen.

Die Ochsen zogen wieder an, der Dreschwagen

schwankte neuerdings vorwärts und die Felder, die verstückelten und die von fremdem Boden eingeschlossenen Ländereien von Ramaïrel erhoben sich Eines nach dem Andern in's Licht, bezauberten den Ochsentreiber und hexten ihn in einen Zirkel hinein, darinnen er den Kopf verlor, denn die ganze Welt ging mit ihm ringsum. Dies Alles sollte ihm gehören, das Land, das Haus, das Vieh! Welch' ein Traum! O, der müßte nicht Bauer gewesen sein, nicht ein rechtmäßiges Kind von ländlichen Eltern, der einer so verlockenden Versuchung hätte widerstehen können.

Eine fieberhafte Begehrlichkeit setzte den Ochsenknecht in Flammen; Wonneschauer schüttelten ihn bei der Idee, oder vielmehr beim Geruch des guten Bodens, den er mit vollen Lungen einathmete. Das Herz schlug ihm noch höher, als gestern Abend am Brunnen von Fregines, wie er Rouzil umhalste. Dreißigtausend Franken! Ramaïrel galt so viel unter Brüdern, und wer wußte, wie viel Thaler der alte Guiral da oben in seinem Schrank verborgen hatte? Dreißigtausend Franken!

„Ruhig, ruhig!"

Vom Treibstachel bedrängt, schüttelten die Ochsen das Joch und rissen die Walze in einem gewaltigen Ruck herum. Die Steinmasse verschob sich plötzlich und zwischen den Hörnern der Ochsen hindurch, am Ende einer Pflaumenallee, sah Jordi ein Stückchen grünes Gras, — Pre-Raïnal.

Ohne Zwefel war Cesette dort. Cesette! Dieser

Name klang wie ein Vorwurf. Der zwei Worte wegen, die er ihr im Vorbeigehen gesagt am letzten Sonntag. Hatte sie ihn auch nur verstanden? Jedenfalls würde sie ihn bald wieder vergessen haben. Ein neuer Liebhaber konnte kommen, konnte ihr vier Worte sagen, statt zwei, und dann, — vorwärts, Hochzeitsgeiger!

Vorausgesetzt, daß Rouzil nicht zurücktrat, — folgerte der Ochsenhirt.

Stunden lang waren die Garben auf's Höchste zertreten und zermalmt worden. Mit großen Gabeln hatten die Leute das Stroh aufgehoben, das den Weg in die Scheune wanderte, während die Spreu und das Korn miteinander weggenommen wurde und unter den Stampfstock kam, der emporstieg, herunterstürzte, wieder emporging und seinen langen schwarzen Schatten auf den Grund der Tenne warf, welcher festgetreten und sauber war wie der Fußboden eines Hauses.

„Nach dem Essen, sobald der Föhnwind geht, wollen wir wannen“, sagte Guiral.

Der Wind erhob sich, zuerst in kurzen Stößen, welche die Strohhalme aufjagten und eine Handvoll Staub in der Schneckenlinie eines weißen Wirbels herumführten; aber bei jeder Rückkehr verstärkte sich sein Blasen, nahm Stimme an und größere Schwingen; eine eigene Musik zog durch die Lüfte, Klageweisen, die alsbald in der Ferne der Wälder verhallten und wieder in sich selbst erstarben.

Man wannete.

Gerade gegen den Wind gerichtet, warf Jordi mit der Schaufel das Getreide in die Luft, das sich in einem schwarzen Regen auskörnte und reinigte. Rouzil führte den Besen; beide waren von Staub eingehüllt, ihre Augen geröthet, die Kehle trocken, die Haare in Unordnung, ihre Nasen und Gaumen gereizt und gekitzelt von den herumfliegenden Acheln.

Der Wind nahm zu. Stöße glühender Luft rückten im Nu heran; ein trockenes Wetter, ein galoppirendes Gewitter, das statt des Regens Strahlenbüschel vor sich hintrieb, ein wahrer Sturmlauf. Die Fensterladen wurden vom Wind herumgeschlagen; das ganze Haus, wild angefallen und gepeitscht, ächzte wie eine gequälte Seele.

Allmälig ermattete jetzt der Föhn; nur eine Thüre drehte sich während dieser trägen Windstille mit eintönigem Knarren in ihren Angeln.

Rouzil war verdrießlich. Ganz Jordi zugewandt, war sie erstaunt zu sehen, wie wenig er sich mit ihr beschäftigte und wie er sie kaum anschaute oder doch nur mit einem strengen Blick.

Das kam daher, weil ein Gedanke jetzt bei dem Ochsenhirt zu spucken anfing, der ihm sein Glück verdarb.

Nachdem er überlegt, fand er die Sache zu verlockend, den Reichthum zu groß. Wer konnte wissen, ob die Braune nicht auf seine Kosten mit ihm Spaß trieb? Sie war so begütert, er nicht, und doch warf

sie sich ihm an den Hals, — das war nicht natürlich. War es Verschmitztheit oder Verliebtheit bei dem Mädchen, wer sagte ihm das?

Jordi überlegte, und in dieser Besorgniß keimte auf seiner Stirne eine Falte, als erstes Zeichen menschlichen Kummers auf einer Stirne, die bis jetzt nur die Phantasieen der Jugend zurückgespiegelt hatte.

Er mußte sich Rouzil's versichern, sie in seine Gewalt bekommen, — aber wie?

Ohne zu suchen, hatte er das Mittel gefunden. Seine Unaufmerksamkeit hatte das Verlangen seiner Meisterin auf den höchsten Grad gebracht, und, wie man zu sagen pflegt, Oel in's Feuer gegossen. Vom Kopf bis zum Fuß brannte Rouzil; o, sie wollte diesen Ochsentreiber, diese Schlafmütze, dieses eiskalte Blut um jeden Preis!

Und Jordi verließ sie; zur gewohnten Stunde der Fütterung machte er sich ruhig in den Stall. Die Ochsen stunden vor der leeren Raufe, brüllten, den Kopf der Thüre zugewendet und suchten vor Müdigkeit das Strohlager. Während Jordi die Krippe mit Futter besetzte, sperrte plötzlich ein Schatten den Eingang zum Stall. Rouzil! Gerührt sah der Schelm, wie sie heimlich herankam, und nie war sie ihm so stolz, so keck und so reich erschienen.

Zögernd schritt sie vorwärts, durchaus im Ungewissen darüber, was sie sagen wollte, und so stunden sie einander einen Augenblick wortlos gegenüber, mehr als

Feinde, die sich schlagen wollen, denn als Liebende, die es nicht erwarten können, sich zu umfassen.

„Du sprichst nicht mit mir, ... was hast Du gegen mich, Jordi?“ fragte Rouzil.

„Nichts.“

„Du liebst mich doch?“

„Gewiß; und Du?“

„Du fragst noch? Kannst Du an mir zweifeln?“

„Ja.“

„Nach dem, was in Fregines sich zugetragen?“

„Ja.“

„Du bist schwer zufrieden zu stellen, mein Lieber. Nun, was willst Du denn, daß ich thue, und was hast Du vor?“

„Rede mit dem Alten in Deinem Namen, und frag' ihn, ob er es zugibt, daß wir einander heirathen. Nichts weiter.“

„Ja, aber höre. Vielleicht würdest Du für jetzt schlecht ankommen, und wer weiß, ob er Dich nicht fortschicken würde, um uns zu trennen?“

„Es mag sein; aber damit ich die Geduld zum Warten nicht verliere, so vertraue Dich mir an und komm' in der nächsten Nacht zu mir. Wir wollen im Garten miteinander reden, hinter dem Bienenstand.

„Nein, das geht nicht.“

Sie schwieg, ersterbend vor Scham und vor Sehnsucht, den Kopf gesenkt, die Wangen voll Gluth.

Ganz bestürzt schaute sie Jordi an.

Ihnen zur Seite, in der Dunkelheit des Stalles, kauten die Ochsen, und die Schwalben flogen mit hellem Pfiff auf die Dachbalken.

Ohne zu wissen, was er weiter sagen sollte, hatte Jordi Rouzil mit den Händen umfaßt und sie an sich gezogen. Sie sträubte sich; er aber, stolz darauf, seine Kraft zu zeigen, hielt sie gefangen, wie in den Kloben eines Schraubstocks.

„Kommst Du diese Nacht?“ fragte er.

„Nein.“

Er verdoppelte seinen Druck, bis sie die Augen schloß und „Ja“ sagte. Dann ließ er sie gehen, sie liebkosend, wie man mit der flachen Hand den Rücken eines Kälbchens streichelt.

„Diese Nacht also“, wiederholte er, „diese Nacht!“ —

Aber die Nacht kam heute langsam heran. Als die Sonne fort war, dauerte der Tag noch. Das Licht erfüllte Alles, durchdrang Alles, breitete sich aus von einem Ende des Horizonts bis zu andern. Man hätte glauben können, daß die Erde, mit Strahlen getränkt, ihre eigene Helle zum Himmel schicke! Leise, einer nach dem andern, entzündeten sich die Sterne und kamen hervor, so bleich, daß man nicht wußte, ob sie aufgehen oder erlöschen wollten.

Alle Vier auf der Steinbank liegend, Guiral schläfrig, Jordi unruhig, Rouzil ungeduldig, Cesette träumend, alle Vier stumm, so erwarteten die von Ramaïrel die Nacht. Und als sie endlich gekommen war, da nahm Guiral

zuerst den Weg nach seiner Kammer; Jordi ging einen Augenblick später; ihm folgte Rouzil, deren Bett neben der Kammer des Alten aufgeschlagen war.

Ohne Zweifel wird er kommen, dachte die Schäferin, die allein noch auf der Bank sitzen geblieben war. Seit gestern auf der Weide hatte sie an nichts gedacht, als an das, was sie und der Ochsenknecht sich zu sagen hätten!

Wenn einmal die ganze Haushaltung zu Bette ist, wird er hieherkommen, hatte sie gedacht, zu ihr, und dann leise fragen: „Sag', hast Du ihn errathen, den ich Dir als Geliebten antrug? Willst Du mich, Cesette?"

„Wenn Deine und meine Eltern damit einverstanden sind", würde sie dann antworten, „so sage ich „Ja" von ganzem Herzen."

Vielleicht würde dann der Ochsenknecht sich erkühnen, ihre Hand zu ergreifen, und wie wäre das schön, wenn er da bliebe, wenn sie Beide, ganz allein, Eines an das Andere sich lehnten!

Die Stunde war da, aber Jordi kam nicht.

Bald nachdem die Leute zu Bette gegangen, wurde es still im Hause; denn Alles schlummerte; nur die Schäferin, unendlich kummervoll, horchte und wartete noch immer. Ihre Gedanken hinderten sie am Schläfrigwerden und leisteten ihr traurig Gesellschaft.

Was mochte vorgehen?

Jordi liebte sie vielleicht nicht mehr. Warum? — Es war also eine Lüge, was er ihr in Pre-Raïnal gesagt hatte. Ach!

Vor Angst und Hitze erstickte die Kleine fast. Es war eine drückende Schwüle. Mit dem Nachlassen des Windes beim Einbruch der Nacht war etwas wie Schläfrigkeit in der Luft zurückgeblieben. Die Weinlaube ob der Bank hing träge herüber, und am schwarzen Horizont, über der Scheune, regte die Gewalt des Wetters mit ungestümem Zucken das weiße Licht der Blitze auf. Die Schläfen feucht, die Haut brennend, suchte die Schäferin mit der Fläche der Hand den kühlen Stein und vergaß sich so, unbeweglich dasitzend; ihre Augen erhoben sich dann wieder für einen Augenblick zum Himmel, als ob irgend eine Antwort auf ihre Zweifel herausfallen müßte aus der Leere der Nacht!

Es war spät, als sie sich entschloß, die Thüre zu verriegeln und sich in's Bett zu legen, und noch später, als sie endlich einschlief. Ihr Schlaf war kurz; plötzlich fuhr sie aus demselben empor.

Es war ihr, wie wenn sie Jemanden hörte; ohne Zweifel war es Jordi, der durch das Stallfenster in den Garten sprang. Und jetzt … pst! Da oben regt es sich; Rouzil verläßt ihre Kammer. Die Hände ausgestreckt, mit dem Fuß jeden Stiegentritt austastend, schleicht sie die Treppe herab und greift nach der Thüre, die sich knarrend öffnet. Wohin geht sie?

Nur zu gut aufgeweckt fliegt Lesette nach dem Stall. Die Thüre stund halb offen, und in die von den wiederkäuenden Thieren herrührende Luft strömte durch das offene Fenster eine erfrischende Kühle.

Den Athem an sich haltend, schleicht die Schäferin mit leisen Schritten heran; den Hals reckend, mit aufgesperrten Augen blickt sie umher.

Zuerst gewahrt sie nichts, als die schwarze, dunkle Nacht; aber während sie in ihrer Bangigkeit sich in den Kopf setzt, in die Finsterniß hinauszustarren, erhebt der langverschlossene Himmel den Saum seiner Wimper; ein mächtiger Schimmer bricht herauf und ein großes Stück des Horizontes wird sichtbar im weißen Licht des Blitzes. Weit, weit in der Ferne der Rücken eines mit Bäumen besetzten Hügels, in der Nähe der Garten, die grüne Weinlaube, die runden Kohlköpfe, Alles, bis auf die beschnittene Rosmarinhecke, bis auf das Blinken einer in einem Zwiebelbeet stehengebliebenen Schaufel.

Als Cesette geblendet die Augen schloß, zeigte ihr ein zweiter Blitz zehn Schritte von ihr vor dem Bienenstand unter dem Dach der Buchsbäume einen Mann und ein Weib, Rouzil und Jordi ohne Zweifel, die sich umarmten.

Der Blitz war verschwunden, und Cesette starrte noch vor sich hin, mit den Händen am Fenstersims sich haltend. Während sie umherspähte und zu zweifeln suchte und nicht konnte, siehe, da sandte ihr in der lauen Nacht eine blühende Lilie unter dem Gußstein einen so süßen, durchdringenden Wohlgeruch, daß es ihr schwach wurde über's Herz; ihr kraftloser Wille, ihre Angst brach plötzlich in Thränen aus.

Und sie weinte und weinte einen Strom von Thränen,

den sie von Zeit zu Zeit mit dem Hemdärmel abwischte und der doch immer, wie eine Quelle, wieder von Neuem kam.

Was sollte sie noch abwarten? Sie hatte ja genug gesehen. Leise, ganz leise, als fürchtete sie, Jene zu stören, zog sie sich vom Fenster in ihre Kammer zurück. Dann entkleidete sie sich, verstört und langsam, und warf sich auf ihr Bett.

Ihre Augen waren vertrocknet, ihre Gedanken trieben in wilder Flucht dahin. Sie vertheidigte sich nicht; sie dachte nur daran, zu kämpfen. Wozu konnte das gut sein? War Rouzil nicht die Erbin von Ramaïrel und sie Rouzil's Schafhüterin? Das zermalmte sie; sie fühlte, daß man mit ihr gespielt, sie war verrathen, verloren und willigte in Alles. Jordi that gut; Rouzil hatte Recht. Könnte sie jetzt nur schlafen und die Zwei vergessen; sie zwang sich, die Augenlider zu schließen, aber der Schlaf trotzte ihr. Um ihre Gedanken abzulenken von dem, was sie eben gesehen, nahm sie den Rosenkranz, der jede Nacht unter ihrem Kopfkissen steckte, und mit leiser Stimme, ohne innezuhalten, stammelte sie ihre Gebete... Sie war beim Vaterunser:

„Vergib uns unsere Schulden“...

Die Thüre öffnete sich ein wenig und schloß sich während eines lauten Kusses.

Rouzil kehrte zurück.

Cesette hörte, wie sie die Treppe hinaufstieg und ihre Kammer öffnete; nachdem Alles wieder still war,

sank die Verlassene, die sich einen Augenblick erhoben hatte, um die Andere vorübergehen zu sehen, auf ihr Lager zurück, indem sie zwischen zwei Seufzern hauchte:

„Wie auch wir vergeben unsern Schuldnern!“

V.

Die Waldhütte.

Cesette suchte fürderhin weder mit dem Ochsentreiber, noch mit der Tochter Guiral's zusammenzutreffen, aus Furcht, sie möchten den Kummer ihr vom Gesicht ablesen. Sie war froh, als das Dreschen vorbei war und die Zeit kam, wo sie auf dem Feld von Querbes-Longues, auf der Gemeindeallmend von St. Ongé, hüten durfte.

Hier konnte sie ganz über ihre Tageszeit verfügen und hatte ihre volle Freiheit. Sie ließ die Hirten und Hirtinnen des Ortes am Saume der Ebenen, aus denen sie sich selten zu entfernen pflegten; sie selber führte ihre Schafe in die rauheste Gegend, in die Umgebungen der eingestürzten Mühle von Nantuech, die ihr zerstückeltes Gerippe und den Stumpf ihres hängenden Windflügels über die Dürre des unabsehbar öden Kiesbodens emporstreckte.

Der Ort ist übel berüchtigt und wenig besucht, weil der letzte Müller sich hier erhängte, aus Mangel an

Brod, wie die Leute behaupten, und weil er von seinem Gevatter, dem Teufel, geholt wurde, wie die Sage erzählt.

Die Schäferin hatte hier keine andere Gesellschaft, als die der grauen Eidechsen und der Nattern; keinen andern Schutz gegen die glühenden Augustnachmittage, als den Schatten der Mühle, der den Dienst einer Sonnenuhr versah, indem er im ganzen Umkreis der Ebene die Stunden anzeigte.

Diese von Quendel und Majoran besetzten Gebiete durchweidete die Heerde. Cesette bewegte sich ebenfalls völlig frei; sie war sicher, hier von Niemandem gesehen oder gehört zu werden; sie weinte, oder sang, oder vertrieb sich die Langeweile nach ihrer Laune. An gewissen Tagen fiel sie andächtig auf die Kniee zur Erde und betete, die Augen auf den Kirchthurm von Notre-Dames des Misères gerichtet, der ganz weiß über die schwarzen Waldhügel von Grésigne emporsteigt, oder auf den großen, schwarzen Thurm von St. Amadour, der auf der andern Seite die weißen Berge des Haut-Quercy überragt.

„Hilf mir, großer, heiliger Amadour! Nimm diesen Kummer von mir, heilige Jungfrau!“

Aber die reichen, mächtigen und wohlbestellten Heiligen und Madonnen des Causse hatten Anderes zu thun, als sich mit einer Schäferin von Segala abzugeben, die an Liebesweh litt!

Da die Heilung ihr nicht vom Himmel kam, so blickte die Kleine jetzt nach der Seite, wo, ein paar

Steinwürfe von der Mühle entfernt, ein kleines, verfallenes Gemäuer über schwarze Felsen emporragte. Hier hauste die Ramonde, eine Hexe von großem Ruf für Heilung von Krankheiten und Verhängung oder Abwendung von Schicksalsloosen.

Wenn sie die um Rath fragte!

Plötzlich, als ob sie ihrem Rufe Folge leiste, sah sie dieselbe eines Tages zwischen zwei Felsen aufsteigen. Woher kam sie? Eine verdächtige Schleicherin strich sie im Land umher, wie ein Hase im Lauf auf ihrem Weg umkehrend, ihre Pfade verwischend; sie erschien und verschwand wieder mit seltsam nachlässigem Gang, mit der schmerzlichen Lahmheit eines getretenen Thieres. Wohin ging sie? Einen Augenblick kam sie auf die Schäferin zu, die sich klein, ganz klein machte und sich in Todesangst unter einen Wachholderstrauch duckte. Aber kaum hatte sie sich halb abgewendet, als die Andere wieder umkehrte, wie sie gekommen war und sich tänzelnd durch Gestrüpp und Felsen schlich.

Mit Beten, Spinnen und Nichtsthun ging die Zeit vorüber. Der Thau fing an die Gräser zu netzen, wann Cesette nach Ramaïrel zurückkehrte, in Gesellschaft ihres Schattens, der sich über alle Maßen gegen den Horizont hin verlängerte.

Der kommende Morgen glich dem gestrigen Abend; die Tage folgten einander ganz gleich, schaale, leere, stille Tage, so tödtlich still, daß sie sich beim Summen einer Biene belebten, so leer, daß der Lauf einer Wolke

am Himmel oder der Gang eines Wanderers auf der Straße sie ausfüllten.

Lesette hatte Langeweile.

Jenseits dort lag das düstere Land, wo sie jeden Kirchthurm, jedes Haus, jeden Baum kannte; oft lag ihr Blick auf der vertrauten Bergkette von Segala, die in dunklem Blau über die grauen Bergrücken von Beduer emporstieg. Wenn sie nach dieser Seite ausschaute, dann ergriff sie das Heimweh und die Lust, wieder zurückzukehren dort hinab, um zu sehen, was in Amarines vorgehe.

Aber Guiral schlug ihr die Erlaubniß dazu rundweg ab. Die Arbeit drängte zu sehr, und Niemand hätte jetzt an ihrem Platz gehütet, wenn sie fort war. Später, beim Einsammeln der Kastanien, wollte er ihr Zeit geben, sich daheim zu erlustigen.

„Was fehlt Dir hier“, fügte der Alte hinzu. „Hast Du nicht Brod von Weizen hier für Deinen Hunger, ja noch etwas mehr, denn ich sah schon mehr als ein Mal, wie Du dasselbe Deinem Hund vorwarfst! Wenn Du Dich über Jemand zu beklagen hast, sei es über den Ochsentreiber oder über Rouzil, so rede und ich will Ordnung schaffen. Aber Dir Urlaub geben, das kann ich nicht, es thut mir leid. Hab' ein wenig Geduld, mein Kind. Noch sind nicht drei Monate vorüber, seit Du die Heimat verließest, und Du hast schon lange Weile; das kommt nicht gut. Wenn es die große Liebe zu Deinen Eltern ist, die Dir Sorge macht, so brauchst

Du nur noch einige Tage zu warten. Der Jahrmarkt von Anglar-la-Cramade fällt auf Ende August. Gewiß triffst Du dort Deine Mutter oder einen Deiner Brüder und kannst sie dann nach Herzenslust begrüßen."

Cesette hatte auf die Gründe Guiral's nichts zu antworten; aber daß ihr dieser Plan mißlang, das machte sie noch trauriger, noch trostloser, als sie zuvor war.

Mit der Zeit freilich hatte der Schmerz seinen Stachel verloren, aber nicht sein Gift. Eine tödtliche Mattigkeit bemächtigte sich ihrer Seele und ihres Körpers, als hätte ein böser Schlaf sie in Erstarrung versetzt. Eine seltsame Krankheit! Sie hatte keinen andern Wunsch, als sich hinzustrecken und dann die Augen zu schließen, nichts zu hören, nichts zu sehen! Einmal im Reich der Träume, konnte nichts sie aufwecken. Die Ochsenknechte der Umgebung mochten lange auf der Schalmei sich erproben, oder mit den Hörnern zum Abendessen rufen, — der Donner mochte lange murren und am Himmel herumrollen, Cesette hatte keine Acht darauf, und mehr als ein Mal überraschten diese Sommergewitter, von denen man nicht weiß, woher sie kommen, und die nur so von oben herabfallen, ohne zu rufen: „Kopf weg", — mehr als ein Mal überraschten sie die Schäferin auf der Weide und durchnäßten ihr die Heerde.

Mehr als ein Mal auch schüttelte Guiral die Schäferin und gab ihr einen ernsten Verweis. Aber sie nahm die Ermahnung ruhig hin, ohne Hohn, allein auch ohne Reue.

Alles glitt jetzt von ihr ab; selbst die Liebäugeleien Rouzil's und Jordi's, welche sie in den ersten Tagen so außer sich gebracht hatten, ließen sie fast gleichgültig.

Und Gott weiß es, sie benahmen sich nicht allzu vorsichtig, unsere Liebenden. Den sie so heiß erstrebt und endlich eingefangen hatte, ihren Ochsentreiber, — nichts sparte die Tochter Guiral's, um ihn festzuhalten. O, der glückliche Bursche!

Aber ihn selbst kam es etwas schwer an, das Geheimniß zu bewahren. Als die Eitelkeit bei ihm wieder zurückgekehrt war, da wurde ihm zum Ersticken und die Zunge juckte ihm heftig. Nicht freudig frohlocken zu können, wie schade! Er verrieth sich durch vielsagende Blicke, durch gebieterische Mienen, welche die Leute bei ihm zu Hause, wie in Ramaïrel, in Erstaunen setzten; wenn man ihn fragte, mit wem er etwas vor habe, oder was ihm in die Quere gekommen, so prophezeite er außerordentliche Ereignisse und blinzelte mit den Augen, so daß man hätte glauben können, er habe den Verstand verloren.

Dieser Zwang wurde ihm in die Länge unerträglich; er verdarb Jordi's Glück und prägte seinem Gesicht eine gewisse Unruhe auf, welche Rouzil erschreckte.

„Was hast Du doch?“ fragte sie ihn; „woher nimmst Du dieses Gesicht? Rede, erzähle, ich will hören!“

„Nichts Neues; immer die alte Geschichte!“

„Was denn?“

„Ich sehne mich darnach, mit Deinem Vater im Reinen zu sein und seine Einwilligung zu haben, um frei mit Dir sprechen zu dürfen. Früher oder später, siehst Du, werden wir doch entdeckt, und was wird alsdann der Alte dazu sagen? Es wäre besser, glaube ich, er würde über unsere Freundschaft von uns selber unterrichtet, als von Andern."

Rouzil war sehr um eine Antwort verlegen. Sie wagte ihrem Liebsten nicht, von der geringen Hoffnung zu sprechen, die er hatte, bei ihrem Vater Gunst zu finden; hatte dieser doch sich nicht gescheut, es offen vor seiner Tochter auszusprechen, er wolle den Hof von Ramaïrel mit einer Besitzung von gleichem Werth verheirathen und dann müßte diese erst noch ein schönes Gewicht in die Wagschaale werfen!

Sie verlangte von Jordi eine kurze Zeit, um auf Rath zu denken, und sie entschädigte ihn, so gut sie konnte, für die Langeweile des Wartens.

Hierauf beschränkte sich für einmal ihr Streit; aber der Ochsenknecht wiederholte stetsfort den nämlichen Gesang und benahm sich eines Tages so, daß die Sache in Bitterkeit überging.

„Rede mit ihm, rede mit ihm!" sagte der Bursche. „Es gefällt mir nicht, nur des Nachts Dein Liebhaber zu sein; ich will es am offenen Tage sein, die ganze Welt soll's gewahren und erfahren! Die aus der Colombarié sind immerhin so viel werth, als die von Ramaïrel."

„Eigensinniger Kopf! worüber beklagst Du Dich? Hast Du nicht bereits schon ein Unterpfand? Guter Gott, welche Sünde, sich einem Menschen hinzugeben, der Einem nicht traut!“

„Andere haben getraut vor mir und hatten Unrecht. Man weiß, wer Du bist, Rouzil, und daß, wenn Du, wie gewöhnlich, Dich Deiner Neigungen entschlägst, diese Dich auch schnell verlassen!“

„Ich wäre also eine Verlorene, nach Deiner Idee! Und Du bist es, der mir diesen Vorwurf macht! O, das ist zu viel!“

Rouzil verzog die Lippen und schmollte eine Zeit lang, um sich mit ihrem Liebsten auszusöhnen und sich am folgenden Tag wieder mit ihm zu zanken.

Eines Abends, als unsere jungen Leute sich nichts Besseres zu sagen hatten, sprachen sie von Geschäften und von den Aussichten der Zukunft. Jordi setzte den Plan auseinander, den Wald von Fregines, den Rouzil's verstorbene Mutter ihr hinterlassen hatte, urbar zu machen.

„Den Wald von Fregines? Einen Wald, in dem man alle fünfzehn Jahre Holz schlagen kann? Das beste Gehölz von Ramaïrel! Und Du glaubst, daß ich Dich machen lasse?“ antwortete die Tochter Guiral's; „o behüte! Der Wald gehört mir; Niemand wird Hand an ihn legen!“

„Ihr Weiber versteht nichts von der Bodenkultur. Nehmen wir an, daß wir daraus alle fünfzehn Jahre zwanzig Stämme verkaufen, zu dreißig Franken, und

nun rechne aus, was das für ein Ertrag ist aus einem Boden, wo Alles fortkommt, der Weizen, der Mais, Alles! Eine schwarze Erde voller Saft, so weich, daß man sie zwischen den Fingern zerkrümmeln kann! Und Du willst nicht abholzen?"

„Nein."

„Nun, wir werden später sehen."

„Später? Nimm Dich in Acht, Jordi; ich bin noch nicht Dein!"

„Nun gut, desto besser", versetzte Jordi, indem er aufstund und höhnisch mit den Fingern knallte. „Lieber will ich eine Arme nehmen, die sich auf meine Weise regieren läßt, als eine Reiche, die mir ein Joch von hundert Launen aufsetzt. Potz Blitz, ein Mann, wie ich, ist nicht da, um sich von Weiberröcken meistern zu lassen!"

„Wenn Du eine Arme brauchst, so wird Dir Deine alte, gute Freundin Cesette das Geschäft besorgen. Ihr ganzes Vermögen trägt sie auf ihrem Leib: ihren Rock, ihr Hemd und ihre Schuhe. Eine ohne Geld und Einer ohne Verstand, — ihr Zwei werdet zusammen ein hübsches Paar geben."

„Rede nicht von der Schäferin. Ihr kleiner Finger ist mehr werth, als Deine ganze Person. Cesette! O, Du hast Recht, mich an sie zu erinnern! Jetzt gleich gehe ich, sie aufzusuchen, und wenn sie mich will"...

„O, sei ohne Furcht! Du wirst gut aufgenommen werden, ich verbürg' es Dir. He! wo gehst Du hin?

Du täuschest Dich, Freund; die Schäferin sammelt Laub im Gehölz von Ginibrede. Das ist der richtige Ort, um sich auszusöhnen; hübsch geschützt, ferne von aller Welt. Ich wünsche Dir viel Vergnügen, Ochsenknecht!"

Rouzil erwartete, daß Jordi unterthänig und reuig zu ihr zurückkehren werde. „Ich will wetten, daß er nicht bis Abelanes kommt", sagte sie zu sich selber.

Aber der Ochsenknecht war aus guten Gründen böse geworden. „Wenn er sie machen ließe, — diese Rouzil würde ihn bald an der Nase herumführen! Sachte, sachte, wenn's beliebt! Man wird ja sehen, wer heute von uns Beiden zuerst nachgibt! Ah, Du schickst mich zur Schafhüterin, das ist genug! Ich gehe, mich mit ihr zu vergleichen. Nun, nun, ich weiß Eine, die wohl noch vor dem Abend den Ton herabstimmen dürfte!" —

Während Jordi so bei sich urtheilte, kam er zu der Mauer von trockenen Steinen, welche das junge Holz von Ginibrede umschließt. Der magere Wald mit seinen Gruppen von langen, dünnen Eichen streckte sich mit sonnigen Zwischenräumen nach vorne. Man verlor fast den Athem in diesem Gehölz; die unter dem unbeweglichen, grünen Laub eingeschlossene Luft braunte; ein leuchtender Nebel, ein wahres Funkenfeuer zitterte über den welken Rasenplätzen, die da und dort von kurzen, scharfen Schatten durchschnitten waren. Ein drückendes Schweigen legte sich schwer von oben über die schläfrige Trägheit aller Dinge. Der Wald schlummerte, einge-

wiegt unter dem Gesumme der Insekten, dem Flug der Zikaden und der Hornissen, die gleich goldenen Pfeilen in dem weißglühenden Aether herumschwirrten.

Jordi dachte nach. Zum ersten Mal, seit er sich Rouzil ergeben, suchte der Ochsentreiber die Schäferin auf, um ganz allein mit ihr zu sein, und diese Zusammenkunft, die ihm anfangs so einfach geschienen hatte, versetzte ihn nun doch bei reiferm Nachdenken in Unruhe. Was suchte er hier? Warum das Mädchen quälen?

Jordi stand still und ging ungewiß wieder vorwärts.

Schon zeigten die ausgeputzten Eichen, die nackt, wie Krückenstäbe, dastunden, den Platz an, wo Cesette arbeitete; sie band das abgehauene Geäste in Reiswellen zusammen und schleppte sie auf ihrem Rücken in die Hütte, wo man gewöhnlich dieses Laubwerk aufspeichert und für den Winter aufbewahrt. Der Ochsentreiber bemerkte sie bald, wie sie über ihm den Abhang des Gehölzes erklomm, wie sie sich krümmte unter der Last des grünen Holzwerkes, das sie auf der Erde nachschleppte, wie sie das Moos ausfegte und den scharfen, köstlichen Geruch des abgewelkten Laubes in die Luft hinaufjagte.

Eine schwere Arbeit das! Die Kleine hatte sich so viel aufgeladen, als sie zu tragen vermochte. Erstickend vor Hitze, über Wurzeln stolpernd, schwankte sie zwei oder drei Mal vor Jordi's Augen und wäre beinahe zu

Boden gestürzt. Er folgte ihr auf den Fersen und hörte, wie sie vor Ermüdung keuchte und seufzte.

„Cesette!"

„Jordi?"

Er hatte sie eingeholt, und als er ihr nun gegenüber stund, betrachtete er sie lange, länger, als er seit einem Monat gethan.

O, das schmale Gesicht, wie war es ermüdet, welk, in Nichts zusammengeschmolzen! Ach, du mein Gott, was war die weiß und rothe Cesette von ehedem geworden, die wilde Rosenknospe, die an dem Hag von Pre-Raïnal blühte. Die Arme! Der Kummer, ohne Zweifel, hatte sie in diesen Zustand versetzt. Verlassen, verrathen, bedauerte, liebte sie noch ihren frühern Freund. Cesette! Mit einem einzigen Wort von ihm konnte er sie vielleicht wieder beleben, konnte er mit ihr machen, was er wollte. Ihn beweinen, aus Liebe für ihn vergehen, — die Kleine wollte ja nichts Anderes! Wie er sie so betrachtete, bestürzt und zugleich gerührt, hätte er ihr gerade um den Hals fallen mögen!

„Dieser Reisbündel ist zwei Mal schwerer, als Du", sagte er zu Cesette; „gib, ich will Dir zeigen, wie man das aufhebt; gib doch!"

Aber das Gesicht der Lastträgerin verdüsterte sich. Einen Schritt weiter gehend und den Kopf schüttelnd, sagte sie:

„Ich danke Dir, Ochsenknecht. Behalte Deine Höflichkeiten für Andere; ich brauche Deine Hülfe nicht!"

„Warum? Du fällst sicher, bevor Du zur Hütte kommst.“

„Ich? Gib Dir keine Mühe. Ich gehe bis an's Ziel und werde wieder anfangen, wenn's Gott gefällt.“

„Du willst nicht, daß ich Dir helfe?“

„Nein.“

„Du hassest mich also?“

„Ich hasse Dich nicht und liebe Dich nicht. Aber warum soll ich mit Dir reden? Ich habe Dich nicht gesucht, warum lässest Du mich nicht in Ruhe?“

Ganz aus der Fassung gebracht und mehr berührt durch die Weigerung der Schäferin, als ihm lieb war, versuchte Jordi gute Miene zum bösen Spiel zu machen.

„Wie sich das schlecht trifft“, hohnlächelte er; „ich finde heute so großes Gefallen an Dir und bin absichtlich, ja ganz absichtlich deswegen herausgekommen, um es Dir zu sagen.“

Immer steigend war Cesette endlich bei der Hütte angekommen. Sie hatte ihre Last auf den großen Haufen drinnen im schwarzen Dunkel geworfen und schickte sich an, wieder herauszutreten.

Aber Jordi, an die Thüre gelehnt, versperrte den Ausgang.

„Bleib' noch ein wenig“, sagte er; „man kann hier besser mit einander reden, als in der Sonne, — und vertraulicher“, fügte er mit einer schlauen Miene hinzu. „Bleibe! Und nun Kleine, hör' auf, mich so scheel anzusehen. Was geschehen ist, ist geschehen, der Teufel

soll es holen! Die ganze Welt täuscht sich und ich nicht weniger, als die Andern. Nun, Scherz bei Seite, verzeihe mir und laß uns einig werden!"

Cesette war nicht aufgelegt zum Lachen.

„Schweige, Du Lügner", versetzte sie, indem sie sich mit dem Ellbogen gegen einen Kuß wehrte, den ihr der Ochsenknecht geben wollte. „Schweige! Schämst Du Dich nicht? Nach der Meisterin kommst Du zu mir und willst der Magd etwas weis machen? Was für eine Sorte von Christ bist Du eigentlich? Laß mich gehen; mach', daß Du fortkommst!"

Jordi ging nicht. In guten Treuen legte er sich jetzt bei der Schäferin auf's Bitten. Er hatte Rouzil vergessen, seine Pläne vergessen, Alles vergessen; er dachte an nichts, als die wieder zu gewinnen, die er geliebt hatte und die er noch ein wenig, — noch so sehr liebte!

„Cesette, meine Cesette!"

Sie war sehr blaß, ihr Gesicht lang, ihre Miene spöttisch; er war erschüttert, seine Hände zitterten, sein Auge ward trüb. Er trat einen Schritt auf sie zu. Aber mit einer heftigen Bewegung wich sie ihm aus und entfloh.

„Desto schlimmer für sie und desto besser für mich", meinte der Ochsentreiber, der jetzt allein den Rückweg nach Ramaïrel antrat. Wenn sie mich beim Wort genommen hätte, das hätte eine schöne Geschichte gegeben!"

Trotz alledem blieb er traurig und unzufrieden.

Der Traum, mit Rouzil glücklich zu werden, war vorbei. Seine alte Neigung war zurückgekehrt. Tag und Nacht, bei der Arbeit, und wenn er ruhte, ob er allein oder bei Rouzil war, — er dachte nur an die Schäferin. Mit Leib und Seele hatte ihn die Blonde wieder; sie besaß ihn ganz.

Aergerlich, wild, seine Niederträchtigkeit verwünschend, seine Dummheit verfluchend, versetzte er sich schließlich in eine künstliche Aufregung. „Was will ich denn, was suche ich!" seufzte er eines Tages, indem er seine Schaufel im Feld von Dodöli ablegte. „Undankbarer! Man liebt mich, man hätschelt mich, man wird mich später mit Geld überschütten, und ich bin nicht zufrieden! Wälze Dich doch auf deiner Streu, Dummkopf, und rupfe an der Raufe so lange, bis sie besetzt ist!"

Das harte, mit Dornen besetzte Brachfeld widerstand der Kraft des Spatens, und Jordi, der nach Kräften ausreutete und Stück um Stück die lehmigen Erdschollen umkehrte, verwunderte sich dabei höchlich.

„Wie", dachte er, ganz außer sich, bei sich selbst. „Mit einem tüchtigen Schulterstoß konnte ich diesen Erdkloß heben und, ob ich es schon möchte, kann ich doch nicht diese lumpige Cesette aus meinem Kopf verjagen! Was geht denn vor, und was hat dieses Mädchen für eine Gewalt über meinen Willen bekommen? O, Einer zu gehören, und eine Andere zu lieben, — welch' ein Unglück!"

VI.

Auf öder Haide.

„So, Kleine, jetzt kannst Du zufrieden sein“, sagte Guiral zu Cesette. „Morgen ist Markt, da gehen wir hin und werden die von Amarines treffen. Morgen! Du weinst doch vor Freude, hoffe ich, und springst, wie die Milchlämmer im Stall, wenn die Mütter von der Weide zurückkehren. Und Du, Ochsenknecht, ich weiß wohl, wo ich Dich finde, wenn ich Dich brauche. Wir werden einen tanzen, mein Junge, nicht wahr? Sepp hat mir soeben versprochen, die Ochsen zu füttern; wir legen den Schlüssel unter die Thüre, und vorwärts, Marsch, Alle miteinander!“ —

Des andern Tages, beim Anbruch der Morgendämmerung, rückte man aus. Man sah noch nichts Weißes, als den Fußweg, und da oben unter den niedergehenden Gestirnen ein Stückchen des erbleichenden Mondes. Der Tag wehte mit frischen Athemzügen das Licht der Sterne aus, und weiterhin schlummerte regungslos das Land, leicht gestreift von der Rosengluth der in die Welt hereinsteigenden Sonne. Obgleich es mitten in der Woche war, so hatte die Gegend doch heute ihr sonntägliches Aussehen; die verlassenen Ländereien, die geschlossenen Häuser, Alles schien wie ausgestorben; bisweilen nur spann an der Schwelle der Thüre irgend ein weißhaariger Alter seinen Rocken ab, oder schaukelte

auch wohl eine Alte mit von Runzeln durchfurchtem Gesicht, halblaut vor sich hinsingend, unter einem Schirmdach die Wiege eines Säuglings.

Bald mündete der Weg auf die große Straße von Rodez aus, eine sehr breite, ganz flache Straße, die wie mit einem Säbelhieb die weite Ausdehnung der Hochebene durchschnitt.

Man langweilte sich nicht auf dieser Straße! Jeder Fußpfad, jeder Feldweg warf ganze Haufen von Fußgängern auf dieselbe heraus; Weiler, Flecken, Dörfer, das ganze Land wanderte aus und strömte durch diesen Abzugskanal. Ah, was für eine zusammengewürfelte Welt war das! Vorwärts, rückwärts, in's Unabsehbare war die Straße schwarz von Menschen und Vieh durcheinander; hier überragte den Haufen vielleicht ein Arzt, der fest auf seinem Klepper saß, oder auch wohl ein Müller und eine Müllerin, welche, die Beine diesseits und jenseits herunterstreckend, auf ihrem mit rothem Flitter ausstaffirten Maulthier saßen, das sauste und brauste vom Schellengeläut.

„Ist es noch weit nach Anglar?" fragte Lesette schüchtern.

„Du hast es eilig, Kleine; sehnst Du Dich so, Deine Mutter oder Deinen Schatz wiederzusehen?" witzelte Guiral.

Plötzlich, nach kurzem Steigen, sagte der Alte: „Sieh' einmal!"

Die Hochebene, auf welcher unsere Leute hinwanderten,

zog sich plötzlich zusammen und endigte einige hundert Schritte weiter in einen scharfen Felsenkamm, der auf seiner Spitze die Dächer, Giebel und Thürme der Stadt Anglar trug. Wie eine Heerde weißer und schwarzer Schafe umrankten die Häuser traubenartig die Abhänge, welche den Abgrund überdachten, der links und rechts sich öffnete, furchtbar düster, mit Flußtheilen versetzt, die unten zwischen Pappelbäumen durchhüpften.

„O, wie viel Häuser! Jesus, was für Volk!" brach Cesette aus, die in ihrem Leben keine andere Hauptstadt, als Saint-Vensa besucht hatte, das etwa sieben oder acht Kamine zählt, und etwas beunruhigt setzte sie hinzu: „Wie werde ich meine Mutter da drinnen finden?"

Schon betraten sie den Marktplatz, der angefüllt war bis zum letzten Saum, vollgestopft von Menschen und Vieh, ein lebendiger Wald, starrend von Treibstacheln, welche die Ochsenknechte in den Händen hielten. Welches Gewühl, welch' Geberdenspiel, welch' tosender Lärm! Lieblingsflüche und Rufe sprühten und sprudelten in die Luft, vermischt mit dem Gekreisch der Verkäufer von Bänkelsängerliedern, dem Gebrüll der Heerden, dem scheußlichen Durcheinander der mit vollem Wind arbeitenden Musikanten. Johannes! Peter! Franz! Nun? He! Hör' einmal! Vom einen Ende des Marktes bis zum andern rief und antwortete man sich, und um die völlig ruhigen Thiere herum gestikulirten die Käufer und Verkäufer und schlugen sich in die Hände.

Cesette staunte. Ein plötzlicher Stoß der Menge vertrieb sie von ihrem Standpunkt und warf sie vorwärts.

„Achtung, ihr Andern“, rief Guiral, „folgt mir!“

Ein einziger Weg, über eine schmale Treppe, führt aus der Stadt auf den Markt; Auf- und Absteigende drängten sich hier. Bewegt vom Lärm, von der guten Marktlaune und dem weißen Wein, ging hier das junge Volk, dem der Kamm schwoll, mit seinen Knütteln wie zu einer Schlacht. Bei dem gegenseitigen Stoßen war es zwischen Leuten des Causse und von Segala zu einem Streit gekommen; schneidende Worte flogen hin und her und endlich kamen auch die Fäuste an den Tanz, mitten in dem Trippeln und dem „Jesus“-Rufen der bestürzten Frauen, welche die Kinder auf ihre Arme nahmen.

Als dieses gefährliche Vorgebirge umschifft war, trieb die auseinandergelaufene Menge im Strudel der Gegenströmung; Cesette war von Denen von Ramaïrel getrennt und schiffbrüchig und verloren an die Bude eines Tuchhändlers getragen worden. An den Kramladen gelehnt, den Lärm des Marktens, das Schränzen der zerrissenen Tücher und den Klang der Thaler im Ohr, musterte sie die Vorübergehenden.

Aufmerksam sah sie schon von ferne und unterschied unter den vielfarbigen Hauben den schwarzen Hut der Frauen von Segala, den Hut ihrer Mutter.

„Da kommt sie, sie ist es!“ — Aehnlichkeiten, die

sich sofort als falsch erwiesen, trieben sie mit einem alsbald erstickten Schrei auf unbekannte Vorübergehende zu, welche ihrerseits neugierig sie ausfragten. Nach diesen kamen Andere in dem Strom der Menge, nachher wieder Andere, Alle in gleichen Kleidern, gleichen Schuhen, gleichen Hauben, die Schürze, der Rock, der Kopfputz völlig ähnlich. Und das kam immer noch! Vom allzulangen steifen Ansehen derselben wurde es Cesetten übel, wie Einem, der in ein vorüberfließendes Wasser blickt.

Sie ging weiter, bald tändelnd bei den Kramladen vorbeischlendernd, bald ihren Schritt beschleunigend, immer auf der Jagd nach bekannten Gesichtern. Vergebliche Mühe!

Zwischen blindem Lärm und Mißverständniß war die Zeit vorgerückt und als Cesette sah, daß sie weder Jemand aus ihrer Verwandtschaft, noch aus ihrem Ort begegnete, fing die Arme an, sich schwer zu bekümmern.

Wahrhaftig, sie hatte rechtes Unglück! Gewiß streifte ihre Mutter zur selben Zeit, wie sie, rathlos in Anglar herum; unter allen Umständen war ihr Bruder, der Ochsentreiber, von Ols auf den Markt gekommen, um das junge Vieh zu begleiten. Noch viele andere Bekannte von San-Vensa liefen gewiß neben ihr durch die Straßen und sie konnte lange sich die Augen ausschauen, um sie zu entdecken, nicht Einer ließ sich auf ihrem Weg sehen.

Vielleicht in den Wirthschaften? dachte sie. Mein

Bruder Stephan sollte im „Weißen Radieschen“ absteigen.

Zwischen gerupftem Geflügel hindurch, das an einer Schnur am Kreuzstock eines Fensters hin und her schaukelte, sah Cesette ganze Reihen von Männern und Weibern, die Alle den Hut nach hinten gedreht, den Ellbogen aufgestützt hatten, mit den Gabeln trommelten und um die Wette schmausten.

„Stephan, Stephan“, rief sie auf's Gerathewohl hinein.

Niemand antwortete; die guten Leute waren zu sehr mit sich selbst beschäftigt, die Einen ernst, wortkarg, ganz dem Spiel ihrer Kauwerkzeuge hingegeben; die Andern, schon abgefüttert, ihren Wanst streichend, die Hand am Kinn und den Ellbogen auf den Tisch gestützt, die schwermüthigen Lieder ihres Landes brüllend.

Ueber die Schwelle zu treten und ihren Bruder unter den Tischgesellschaften dieser Trunkenbolde zu suchen, das wagte Cesette nicht. Sie kümmerte sich auch nicht weiter darum, Diejenigen anzureden, welche zu Zweien oder zu Dreien herauskamen, alle sehr fröhlich, mit kleinen Augen, glänzendem Gesicht, angeheitert und schlechte Witze reißend.

Jetzt erschien die geschäftige Wirthin einen Augenblick selbst an der Hausthüre, roth wie ihre Bratpfannen.

„Habt Ihr den Stephan von Amarines, den Ochsenknecht in Ols, nicht gesehen?“ fragte die Schäferin.

Die Wirthin hatte ihn gesehen. Soeben trank er mit einem Ochsenhändler von Rodez an jenem Tische dort eine Flasche. Alle Beide waren dann ohne allen Zweifel auf den Markt zurückgegangen.

Auf diese Angabe hin war Cesette dankend davon geeilt.

Man sah nicht zwei Schritte weit auf diesem Markt. Von dem Gestrampel der Menge erhob sich der Staub, flog in Wolken umher und verdunkelte die Sonne.

„Stephan, Stephan!“

Die Kleine hatte eine Sehnsucht, von ihrer Heimkehr zu reden, welche sie nicht aufathmen ließ; Küsse zu geben, die auf ihre Lippen stiegen und wieder in's Herz zurückfielen, weil Niemand da war, dem sie geschenkt werden konnten.

„Stephan! Stephan!“

O, wenn sie ihn, oder ihre Mutter, oder irgend Jemand aus San-Vensa bei der Hand hätte, — was man auch darüber sagte, da konnte sie nicht helfen, sie würde mit ihnen heimkehren! Sie würde gehen, wo *sie* gingen. Nach Amarines, nach Ols, an's Ende der Welt. Alles war ihr gleichgültig; sie bequemte sich zu Allem, weit eher, als nach Ramaïrel zurückzukehren und sich dem bösen Willen Rouzils und der Reue des Ochsenknechts zu unterwerfen.

„Stephan! Stephan!“

Müde, traurig hatte Cesette sich auf einen Steinhaufen am Eingang der Straße von Rodez gesetzt und

betrachtete Die, die vorübergingen. Da erkannte sie unter der Menge in ihrem kurzen Rock und breiten Hut das einfältige Nettchen aus dem Kirchspiel von da unten. Nettchen war ein Kind. Mit ihren zwanzig Jahren wußte sie nicht mehr, als mit zwanzig Monaten; sie schwatzte dumm in den Tag hinein und lachte bei jedem Anlaß. Im Uebrigen war sie rüstig und arbeitsam, wie kaum Eine; aber, und das war wichtig genug, sie konnte einen Pfennig nicht von einem Thaler unterscheiden.

Armes Nettchen!

Die Augen auf die Straße geheftet, wie ein Hund, der eine Fährte verfolgt, lief sie in schnurgerader Richtung vor sich hin, ohne etwas zu sehen.

„Nettchen?“

„Cesette?“

„Wo gehst Du hin?“

„Nach San-Vensa.“

„Allein?“

„Allein!“

„Sie haben Dich verloren!“

„Verloren!“

„Findest Du den Rückweg?“

„O ja; schnell, schnell ...“

Eine innere Unruhe gab sich augenblicklich in den Augen der Einfältigen kund.

War es Furcht vor der weiten Strecke, die sie zu machen hatte ..., war es Furcht vor der Nacht ..., wer weiß es?

„Nettchen, wenn Du bei Amarines vorbeikommst, so sage meiner Mutter ..., — nun, so höre doch!"

Aber Nettchen war nicht mehr zu halten.

„Laß mich, ich muß fort!" ...

Und in dem Augenblick, wo Cesette ungeduldig die Hand ausstreckte, um sie zurückzuhalten, wupp! war sie weg und entwischt, scheu und leicht, wie ein Vogel.

Einmal außer dem Bereich, wo man sie einholen konnte, wendete sie den Kopf um und spottete mit kindischer Geberde ihrer Landsmännin:

„Gsſ! Gsſ! Fang' mich, Cesette! Gsſ! Gsſ!"

Unterdessen gaukelten da unten bei den Wirthschaften Flötentöne, wie eine Aufforderung zum Tanz in die Luft empor, denen sich alsbald das Klimpern einer Leier zugesellte.

„Zum Tanz! Zum Tanz! Ein Sou der Kehraus von Quercy! Ein Sou der lustige Schleifer von Rouergue. Heda, Völkchen, gelt, Ihr seid dabei? Eins, zwei, drei, vorwärts!"

Angelockt durch die Musik stürzten Mädchen und Bursche mit Gelächter und lautem Rufen sich in's „Weiße Radieschen", Alle, Junge und Alte, bis auf Cesette, welche es müde war, am Rand der Straße zu warten, und die nun auch herbeikam, um zu sehen, was da werden wollte. Gerade, als sie die Schwelle der Wirthschaft überschritt, brach ein Getümmel ohne Gleichen aus unter dem Volke, das sich auf den Stufen der Treppe aufgehäuft hatte. Alte machten sich davon, weil

sie nicht weiter zusehen mochten; die Schäferin aber, gedrängt durch Die, welche hinter ihr stunden, befand sich augenblicklich im obern Stock, gerade unter der Nase der Tanzenden.

Eben war ein Tanz beendigt; ein anderer begann alsbald, und zwei Schritte von Cesette, einander gegenüber, wie sie dieselben am St. Johannssonntag gesehen, stellten sich die beiden Unvermeidlichen auf, Rouzil und Jordi.

Das war eine schöne Aussicht! Gerne hätte die Schäferin Reißaus genommen, wenn sie sich frei hätte bewegen können, besonders da der Ochsentreiber sie so seltsam scharf ansah! Der Bursche war nicht mehr ganz im richtigen Blei, er hatte mehr Weißen oder Rothen getrunken, als er vertragen konnte, das war leicht zu sehen.

„Halt' Dich gerade! Aufrecht!" riefen ihm die Nachbarn laut auflachend zu.

Er hielt sich gerade, der junge Mann, mehr als gerade, sogar ein wenig steif, und aus Klugheit verkürzte er auch etwas seine vollen Beine. Sehr zärtlich übrigens und verliebter, als je, wandte er keinen Blick von Cesette ab, und jedes Mal, wenn er bei ihr vorüberkam, stieß er sie mit dem Ellbogen in die Seite und flüsterte ihr ein „Du gefällst mir" zu. „Wenn es nur Niemand hört", dachte bebend die Arme.

Aber der Betrunkene scherte sich wenig darum, was man dazu sagen würde. Da er seine Schwenkungen

listiger Weise stets so einrichtete, um dabei die Kleine an sich zu drücken, so tanzte er blos noch zum Scheine und in so fehlerhafter Art, daß ihn die Kameraden auspfiffen und daß Rouzil, um ihn wieder zu sich selbst zu bringen, ihn in's volle Fleisch zwickte. Merk' das, Jordi!

Er aber, halb ohnmächtig vor Leidenschaft, sah und betrachtete nichts mehr als Cesetten's Gesicht und ihre weiße Haut.

„Du gefällst mir! Dich will ich!" stammelte er.

Bestürzt wich die Kleine einen Schritt zurück; die neben ihr stehenden Leute aber, welche dachten, der Ochsentreiber mache sich einen Spaß mit der Schäferin, lachten aus vollem Herzen zu der Komödie.

Einzig Jordi lachte nicht. Seine zurückgekehrte Neigung, die seit einem Monat wieder neu angeblasene Leidenschaft, der er in der Thorheit des Weines hatte den Zügel schießen lassen, zersprengten ihm das Herz und trieben ihn vorwärts.

Ohne zu wissen, was er that, warf er sich plötzlich auf Cesette, umfaßte sie, küßte sie mit vollem Mund, riß sie in seinen Armen mit sich fort, tanzend und springend wie ein Narr, bis er stolperte und mit ihr sich auf dem Fußboden wälzte.

Unter einer Fluth von Beschimpfungen von Seite der Tänzer erhoben sie sich wieder, sie verlegen, er etwas verdrießlich.

„Hu, der Trunkenbold!"

„Hinaus mit dem Unverschämten!“

„O, das thut nichts bei zwei Verliebten!“

„Bringt dem Besoffenen ein Glas Wasser!“

„Er ist übler daran, als Ihr glaubt“, warf die Tochter Guiral's zwischen hinein, blaß vor Aerger. „Die Schäferin hat ihn verzaubert. Sie wird ihm noch den Verstand aus dem Hirn und das Blut aus dem Körper saugen. Ich verlasse ihn, weil ich fürchte, daß es so kommen wird.“

Cesette hatte nichts gehört; sie war damit beschäftigt, ihre Kleider wieder in Ordnung und sich durch den Pöbel hindurch in Sicherheit zu bringen. Schon war sie an der Thüre, als der alte Guiral sie anhielt.

„Wo willst Du hin? He, Rouzil, he, Jordi! Die aus der Viguairie gehen. Wir wollen auch aufbrechen. Es ist spät und Ramaïrel weit.“

Man ging und stieg über die Berghalde von Anglar zurück. Schwach auf den Füßen, mit schwerem Kopf steuerte Jordi allein vorwärts, mit der Szene im Wirthshaus und der Anklage wegen Hexerei beschäftigt, welche Rouzil gegen die Schäferin erhoben hatte. Wenn es doch wahr wäre, wenn Cesette ihn verzaubert hätte! Jordi dachte darüber nach, während hinter ihm die schwarze Stadt in einen Nebel von dichtem Staub versank, der, von der Vorstadt her am Rand der Straße kriechend, den Weg der Volksmasse bezeichnete, welche wieder in ihre Heimat zurückkehrte. Gleichzeitig mit dem Staub erhoben sich auch Lieder in die Luft, welche in

der Klarheit des Abends mit den Marktkarawanen wanderten: hier der lebhafte, muntere Tanzreigen von Quercy; weiter unten das schwermüthige Volkslied der Forstleute von Gresigne, das schwankend und zitternd in die Luft stieg, wie der blaue Rauch eines Kohlenmeilers; näher bei unsern Leuten, wie ein Nachhall aus den Kastanienwäldern von Rouergue, der Gesang der Käsehändler von Larzac nach einer sehr langsamen, uralten Weise, mit unzähligen Strophen.

„Nun“, sagte Guiral ungeduldig, „wann wollen denn diese Kuhmelker endlich aufhören, ihr Lied herzuflennen? Wenn man sie hört, so begreift man wohl, daß der Käse heut' nichts galt, und daß der weiße Wein nicht umsonst zu bekommen war. Du, Jordi, kannst uns vielleicht sagen, was die Maß kostet! Nun, nun? Es scheint, Du hast ihn gern, den weißen, und Du brauchst dem ersten Schoppen keinen zweiten nachzusenden, um ihm das zu sagen. Ja, ja, der Wein von Anglar ist nicht für Kinder; er zündet Euch einen Höllenbrand an in den Därmen. Hör' einmal, Bursche, ein für alle Mal, bei Flaschen, wie bei Weibern, traue den Blonden nicht!“

Sorgerfüllt dachte Jordi nicht daran, darauf zu antworten. Alari sagte:

„Du brauchst Dich deswegen nicht zu schämen, Ochsenknecht; bei Gott, wir sind auch einmal jung gewesen, und man weiß, was das ist, eine Flasche zu viel

trinken! Der weiße Wein vom letzten Jahr ist mild; aber gar bald tanzt er Einem im Kopf herum."

„Das kommt von den schönen, reifen Trauben, die an den sonnigen Septembertagen gekocht worden sind", erklärte Guiral. „Ein herrliches Jahr! Wir werden lange keines mehr so sehen! Wenn die Tröckne nicht länger andauert, so können die Weinhelden nächsten Winter schon aufrecht laufen. Die Trauben haben verloren seit acht Tagen; eine dicke Haut und nichts darinnen!"

„Die gleiche Geschichte, wie mit dem Waizen: viel Stroh und wenig Korn! O, das kommt schlecht, sehr schlecht! Man könnte fast glauben, daß unsere Aecker verhext wären."

Verhext! Abermals! Jordi hörte nicht weiter darauf. Gelangweilt ließ er die beiden Nachbarn sich ihre Nöthen erzählen und näherte sich Bièbe und Rouzil, welche von Anglar weg nicht aufgehört hatten zu schwatzen. Von was, von wem redeten sie? Unser Verliebter hätte es gerne gehört, aber er konnte lange die Ohren spitzen und ein Zeichen von seiner guten Freundin erbetteln, das ihn einlüde, den Weg an ihrer Seite zu machen, — die Stolze würdigte ihn weder eines Blicks, noch einer Geberde.

Er mußte sich mit der Gesellschaft seines Schattens begnügen. Und auch der wurde bald ausgelöscht von den Dünsten der Abenddämmerung.

Die Schaar entfernte sich jetzt vom Saum der Hoch-

ebene und ließ das tiefe Thal zur Linken liegen mit dem Strom, darin der Tag in silbernem Abglanz erstarb. Die Dunkelheit nahm zu; unermeßlich streckte sich das öde Haideland vor ihnen aus. Ein Thurm stieg im Hintergrunde ganz schwarz am lichten Himmel auf, und langsam, langsam kam ihnen, über die nackte Fläche hingetragen, ein Geläute entgegen, das sich in der Luft zertheilte und wie ein feiner Staubregen sanft auf sie herabfiel.

Jordi wurde trübsinnig. Der Ort flößte Furcht ein, die Stunde stimmte zur Traurigkeit. Die Stille des Abends, hätte man sagen können, steigerte sich noch durch den Marktlärm und das Gestürm und Getümmel, welche im Ohre nachklangen, und die Fröhlichkeit der Weinlaune, die niederwerfende Macht des glühendheißen Tages machten die Nacht noch schwärzer und schreckhafter. Schwarz auf Schwarz, — und zur Nacht gesellte sich die Furcht.

Verhext! — Das war anfänglich nichts, als ein Wort in die Luft gesprochen, das Geschwätz eines Weibes! Dann aber, auf dem Wege, bei dieser tödtlichen Abspannung, welche Einen auf der Rückkehr von Festen bisweilen befällt, hatte die Idee Fleisch und Blut angenommen. Traum oder Hirngespinnst, — sie drückte Jordi.

Verhext! Ja, dies Wort hat nicht den Sinn eines lustigen Märchens, gleicht nicht blos einer guten Geschichte, womit man die Kinder schreckt!

Fragt überall und horcht herum: nichts Gewöhnlicheres auf dem Lande, — und hier besonders in diesen verdammten Haiden, in diesen steinigen Einöden, wo nur die Teufelsblumen blühen: die schwefelfarbige Wolfsmilch, und das Bilsenkraut mit seiner schwarzen Frucht.

Verhext! Jordi rief sich jetzt die Geschichten von Leuten in's Gedächtniß zurück, die vom bösen Blick getroffen worden waren, wie unter Andern der Kadet von Lentis, ein schnurriger Kauz, von breiten Schultern und festem Aussehen. Während der Zeit von einigen Monaten wurde er todtmüde, mager und schmolz in Nichts zusammen. Der arme Kadet!

Schon beim bloßen Gedanken an diese Dinge fing Jordi an zu zittern; Schauer schüttelten ihn, wie bei der Annäherung eines bösen Fiebers: er fühlte den Zauber in sich wirken und durch seine Adern rinnen; die Eingeweide brannten ihn, durchbohrt, wie er glaubte, von den Blicken der Schäferin, die sie im Dunkeln auf ihn abgeschossen und denen er nicht zu begegnen wagte.

In Begleitung dieses Spuckes wanderte der Bursche vorwärts, stumm, wie die Steine des Fußweges.

„Nun, Ochsenknecht, an was denkst Du?“ redete ihn der alte Alari an.

„Laß ihn“, antwortete Guiral, „siehst Du nicht, daß er die Hexe von Nantuech anruft?“

„Wahrhaftig“, erwiderte Alari, „seht hier die eingestürzte Mühle.“ Sie waren bis zum höchsten Punkt der Hochebene gekommen; einige Schritte von ihnen, auf

der rechten Seite, starrte die Ruine undeutlich in die Nacht empor; die Mauerrisse klafften, und der zerbrochene Flügel, welcher den Falken und Eulen zum Sitz diente, hob seinen verstümmelten Arm in die Blässe des Horizontes empor.

Die Alten schwatzten.

„Sie kann also nie sterben, die Hexe von Nantuech?“

„Nie. Als ich noch ganz klein war und in der Haide hütete, sah ich die Häßliche ganz ebenso gebrochen und zahnlos wie heute.“

„Ich bin ihr nur ein einziges Mal in meinem Leben begegnet“, erzählte Guiral. „Es war ein gewitterhafter Tag! Die Blitze tanzten da oben und der Regen floß in Strömen herab! Ich hatte mich in die Hütte geflüchtet, am Rand unseres Weinbergs in Jouate. Sie ging an mir vorbei im stärksten Platzregen. Nun, ich sage, was ich gesehen habe, nichts mehr und nichts weniger; aber ihre Kleider und ihr Gesicht waren so trocken, als ob die Sonne sie beschiene.“

„Das Wasser vom Himmel glitt von ihrem Gerippe ab, wie Flintenschüsse von der Haut eines Gespenstes“, fügte Alari hinzu. „Hexenmeister und Hexen haben ein zähes Leben. Um ihnen dasselbe zu verlängern, ist es, wie man sagt, nöthig, daß ein mildthätiger Christ ihnen die Hand reicht.“

„Nicht die Fingerspitze“, warf Bièbe zwischen hinein. „Die könnten einen mitnehmen! Es macht zu heiß da unten, ich bedanke mich dafür!“

„Man kann übrigens den Teufel betrügen und ihm ein Bein unterschlagen“, fuhr der Meister aus der Viguairie fort. „Man darf nur das Ende eines Stabes ergreifen und das andere Ende dem Verscheidenden in die Hand geben. Wenn die Seele den Zauberer verläßt, so nistet sich, wie es scheint, der Teufel zwischen das Holz und die Rinde ein. Dann ist das Spiel gewonnen, und man hat blos den Stock zu verbrennen. Aber man muß sich ja hüten, mit der Asche desselben Weißzeug zu waschen. Jedes Hemd, durch diese Lauge gezogen, würde den Mann oder die Frau, die so unklug wären, es auf ihrer Haut zu tragen, zu einer Todsünde verleiten.“

„Ist das wahr?“

„Man sagt es!“

„Man sagt so Vieles! Hast Du nicht auch gehört, daß man sich erzählt, der Müller von Querbes-Longues gehe als Gespenst um, und mache sich ein Vergnügen daraus, den Leuten die Gespräche wieder zurückzugeben, welche sie des Nachts bei den Zugängen zu seiner Mühle führen?“

„Und Gelächter und Seufzer in die Luft zu senden? Nichts ist sicherer. Als ein gewisser Rumal zur Nachtzeit im letzten Winter da vorüberging, um den Arzt von Bramarigues zu holen, hörte er es ganz deutlich, kehrte um und ergriff eilig den Heimweg.“

„Pst!“ machte Jordi.

Ein lang gezogener Seufzer, — ohne Zweifel das

Miauen einer Nachteule, stieg von den Ruinen auf und verlor sich im Schweigen.

Der plötzlich ganz närrisch gewordene Trupp schickte sich zum Fliehen an.

Nach zwanzig Schritten indessen, als sie sich vermöge ihrer Anzahl gegenseitig wieder Muth eingeflößt, hielten sie an und kehrten zurück, um nachzusehen.

Cesette war verschwunden.

Beim Flüchtigwerden war sie gestürzt, erhob sich dann sofort wieder und stand an ihrer Seite jetzt wieder auf.

Rouzil aber, welche die Furcht in die Nähe Jordi's getrieben hatte, zeigte mit dem Finger auf die wunderbarer Weise Verschwundene und wieder gefundene Schäferin und sagte zu ihm:

„Sieh' da, die Hexe!"

VII.

Die Hexe.

„Für einen Verhexten bin ich nicht krank genug", dachte der Ochsenknecht einige Zeit nach diesen Vorfällen, als er ein großes, mit Knoblauch geriebenes Stück Brod verzehrte. „Wenn Einer getrunken hat, ist er nur noch ein halber Mensch; aber ein Mensch, der beständig in

Furcht schwebt, ist blos noch ein Kind. O, das böse Uebel, und was ich dabei schon gelitten habe! Lache darüber, wer will; aber ich, der ich daran mußte, ich weiß, daß es Einem dabei nicht wohl ist."

Es war der Tag der Wäsche, und Jordi fuhr mit einem kleinen Karren hinaus nach der weitentfernten, schönen Quelle von Fontclose, um das Leinenzeug heimzuholen. Eine lange Fahrt, aber nach einem merkwürdigen Orte! Wenn man die magern Hochebenen verläßt, fällt der Weg plötzlch steil ab, in ein grünes Loch hinunter, in einen felsigen, holzreichen Umkreis mit weiten, schattigen Hinterhalten, schimmernden Grasplätzen und lebendigem Wasser, das durch das Blätterwerk glitzert. Aus dem Moose hervorsickernd, über Felsen sprudelnd, sammeln sich die kleinen und großen Quellen hier in einem breiten Bett, in einem Weiher, der unter Weiden schläft; dann, nachdem sie etwas geschlummert, eilen sie fort, um das Wasserrad einer kleinen Mühle zu treiben, einer Mühle zum Lachen, die bald arbeitet, bald stille steht, halb Bauerngut, halb Fabrik ist und ihre treppenartige Bedachung und weißbestäubten Schuppen neben den Bäumen im zitternden Wasser des Wuhres spiegelt.

Jordi kam an; schon von Weitem sah er die Wäscherinnen an ihrem Geschäft. Sie waren Alle da: Cesette, Biëbe, Rouzil und ihre Bekannten, ein ganzer Haufe von jungen und alten Weibern, im vollen Zuge mit

Zungendreschen, während sie das Weißzeug im bewegten Schatten der Pappelbäume klatschend umherschlugen.

Man lachte; Cesette ebenso laut und hell, wie die Andern. Durch die Arbeit angefeuert, die Hemdärmel zurückgestrichen, — o wie lieblich war sie anzusehen, die Kleine, mit ihren frischen Armen und ihrer hübschen Gestalt!

Und zu denken, daß er sie einen ganzen Abend für eine Hexe gehalten, er, diese Unschuld! Die Furcht macht dumm, das ist augenscheinlich. Er schämte sich der nichtigen Voraussetzung und würde ihr Abbitte geleistet haben, hätte sich am folgenden Tag nicht Rouzil in die Sache gemischt.

„Ich sage Dir, daß etwas an der Sache ist“, behauptete sie. „Ich glaube nicht, daß sie gut katholisch ist, Deine Schäferin.“

„Nun denn?“

„Ich will es herausbringen.“

„Spionir' es aus, bring' mir Beweise, und wir wollen sehen.“

Acht Tage vergingen.

„Nun“, fing Rouzil wieder an, „was sagst Du zu dem, was ich heute selbst gesehen habe?“

„Du machst mir Angst, rede!“ ....

„Sieh', längs dem Wege von Querbes-Longues folgten ihr drei Krähen, die zu ihrer Linken flogen. Hörst Du, drei zur Linken! Zwei Mal setzten sie sich,

um miteinander zu schwatzen und Cesette stand augenblicklich still und redete mit ihnen."

„Die Krähen fliegen hin, wo es ihnen gefällt, und Cesette steht still, wo sie gerne mag. Und nachher?"

„Was nachher!? Findest Du darin nichts Zweideutiges? Halt, ich bin noch nicht fertig. Woher kommt es, daß sie ihre Heerde, Schafe und Hunde leitet, ohne den Mund zu öffnen, ohne auch nur den kleinen Finger aufzuheben? Ist das natürlich?"

„Vielleicht; wenn der Hund klug genug ist, um ohne die Schäferin fertig zu werden."

„Es mag sein. Aber antworte mir jetzt noch auf etwas Anderes und suche diese Kröte von einer Hüterin zu entschuldigen. Weißt Du, wo sie ihre Schafe hinführt? Zur eingestürzten Mühle, zu der Hexe von Nantuech."

„Hast Du's gesehen?"

„Ohne Zweifel. Und was wichtiger ist: während sie dort sitzt, um zu faullenzen und den Ellenbogen auf einen Stein zu stützen, bringt sie ihre Spindel, die jeden Morgen ganz leer ist, des Abends schwer von Garn zurück. Begreifst Du? Jemand muß an ihrer Stelle spinnen. Wer? O, die Unglückselige, sie wird ihn theuer bezahlen, den, der auf ihren Befehl schafft und arbeitet."

Jordi schüttelte den Kopf. Die Geschichten von Rouzil beunruhigten ihn, ohne ihn völlig zu überzeugen. „Rouzil hat das Zeug geträumt", sagte er sich selbst.

„Und ich Einfaltspinsel halte mich über diesem Geschwätz auf! Worte sind's, Schrullen, ein Narr, wer sich darum bekümmert!"

Das hinderte ihn aber nicht, am nächsten Sonntag in der Kirche das Weihwasser gleich nach Cesette zu nehmen, um zu sehen, ob ihr Finger, wenn sie ihn in das heilige Wasser tauchte, dasselbe nicht zum Aufwallen bringe. Armer Jordi!

„An Deiner Stelle", gab ihm Rouzil ein, „würde ich dem heiligen Amadour ein Gelübde thun. Andere haben es auch gethan, und was opferst Du dabei? Wegen einer Kerze!"

Jordi schickte die Kerze, und Kraft des Gelübdes, das ohne allen Zweifel wirksam war, faßte er wieder neuen Muth. Aber wenn er jetzt hinsichtlich seiner Furcht erleichtert war, so litt er doch immer noch wegen seiner großen Freundschaft zu der Schäferin. Traurige Geschichte! Bei dieser stillen Sehnsucht verließen ihn sein Muth und sein guter Humor täglich mehr; er zehrte langsam ab.

„Nun, Ochsenknecht", rief ihm Guiral eines Tages zu, als sie miteinander in Ginibrede arbeiteten, „so nimm doch Deine Kühe in Obacht; man könnte glauben, der Pflug sei Dir zu schwer diesen Morgen. Wenn Du unwohl bist, so stecke Deinen Treibstachel in die Erde und mach' ein Schläfchen dort unter den Eichen. O Jugend, Jugend!" höhnte der Alte. „Man kennt Deine Krankheit, geh' mir; ist sie braun oder blond?" —

Am folgenden Tag rüstete der Bursche ein Faß zu im Gewölbe. Der Bund zerschnittener Weidenruthen und den Hammer in der Hand, flocht er bald die Reife zusammen, bald trieb er sie auseinander. Sein Unglück überdenkend, verbittert im Innern, empört gegen Männer und Weiber, ging er dabei roh, mit sichtlicher Wuth, mit aller Kraft seiner Arme zu Werke. Das mißhandelte Faß gab einen lauten Klang von sich, und aus dem weinsauren, modrigen Dunkel flogen ganze Schwärme von Mücken dem Kellerloch zu, dessen Lichtung umrankt war von einer Weinrebe mit ihren taggetränkten Blättern und ihren Trauben, die einen Schimmer von Licht auf jeder Beere trugen.

Der Ochsenknecht klapste darauf los und machte bei jedem Hammerschlag: „Pauff! das ist für die Weibsbilder, pauff! das ist für Dich, Rouzil, pauff! das für Dich, Cesette, pauff! pauff! pauff!“

„Nun, guter Freund“, unterbrach in Guiral, „was kommt Dich an? Du bist ein sonderbarer Bursche! Gestern warst Du zu schwach, um den Pflug zu halten, und heute haust Du drein, daß die Faßreife springen. Zum Teufel auch, gemach! Du schlägst mir die Sache zusammen und ich kann sie bezahlen, mach' etwas sanfter!“

Etwas erleichtert und ein wenig sich schämend ließ Jordi den Hammer sinken.

„Und das Alles wegen eines Hirngespinnstes“, seufzte er, „wegen Dummheiten, die mir durch den Kopf gehen!“

Armer Jordi. Dir würde jetzt kein Trank von Wasserlilien helfen; eher könntest Du Nießwurz brauchen!

Rouzil erneuerte jeden Augenblick ihre Anklage und kam damit bald gut, bald schlecht an.

„O“, sagte der Ochsenknecht einst, „Du würdest Cesetten hängen, wenn Du könntest!“

„Denke, was Du willst, Jordi“, antwortete sie; „was macht mir das Alles? Mir? Ich warne Dich; das Andere ist Deine Sache! Man wird bald sehen, wer von uns Beiden Recht oder Unrecht gehabt hat.“ —

Inzwischen gingen die Geschäfte betreffend den Landbau seit dem Markt in Anglar schlecht.

Etwas ganz Ungewöhnliches und Trauriges hatte sich ereignet: es war seit einem Monat kein Tropfen Regen gefallen. Die Quellen vertrockneten. Eine Zeit lang hatten die Leute gehofft, mit dem Mondwechsel werde der ewig gleich blaue Himmel sich wieder einmal schwärzen. Aber der Neumond stellte sich schön ein mit seinen zarten Hörnern und völlig klarem Glanz.

Der Regen blieb aus. Bisweilen, am Ende eines ermüdend heißen Tages, machte das Wetter Miene, sich zu ändern; Nebel thürmten sich gegen Mittag auf und Jedermann erquickte sich schon im Voraus am Duft des im Anzug begriffenen Labethau's! Ach, die Kühle der Nacht nahm alle Hoffnung wieder mit sich fort.

Als der September zu Ende ging, mußte man auf das Erscheinen von Gewittern völlig Verzicht leisten. Der Reif, der weiße Gefährte der Morgendämmerung,

schauerte schon über die Wiesen hin; stärkere Luftstöße heulten in den Aesten zu den ersten und letzten Stunden des Tages.

Halb gefroren, halb geröstet verhärtete die Erdscholle, wie der Thon im Ofen des Töpfers. Es war unmöglich, da hineinzudringen. Die Pflüge feierten. Die Männer sahen mit gekreuzten Armen zu, wie Rouzil Flachs brach. In gleichmäßigen Schlägen, ohne sich zu übereilen, schlug und schwang sie die Stängel; der Lärm der Rätsche ertönte einzig durch das traurige Schweigen der verödeten Felder.

Eine traurige Zeit, um Heerden zur Weide zu führen! Versengtes Gras, abgebranntes Moos, kein grüner Halm auf der ganzen Strecke der Hochebenen! Nichts abzufressen, nichts abzuätzen! Ihre Nahrung suchend, ohne sie zu finden, weideten die Schafe traurig da und dort herum, immer und überall von einer Staubwolke begleitet.

So lebten sie kümmerlich dahin, und die Schäferin, die schon an ihrem eigenen Kummer genug hatte, härmte sich ab, als sie dieselben langsam hinschwinden sah, ohne ihnen helfen zu können.

Wenn sie mit ihnen längs den Hägen hinschlenderte, neigte sie oft mit der Hand die Schößlinge des Haselstrauches und die Ulmsetzlinge zu ihnen herab; aber aus Furcht, die Bäume zu verderben, ließ sie die Thiere nie genug davon nehmen und das Wenige, das sie von

dem staubigen Kräuterwerk erhaschten, war ihnen mehr zum Schaden, als zum Nutzen.

Eines Tages war Cesette höchlich erstaunt, als sie, zwei Schritte von ihr, ein Schaf umstürzen sah, alle Viere in die Luft streckend, als ob es plötzlich vom Blitz getroffen worden wäre. Es zuckte unter heftigen Athemzügen, und ein Blutstreifen röthete ihm die Nase.

„Hülfe, Hülfe!“ rief die Schäferin, und in Verzweiflung rang sie die Arme. „Hülfe!“

Niemand kam. Was sollte sie anfangen? Und dem kranken Thier Linderung zu verschaffen, zog sie es in den Schatten der nahen Eichen. Eine mühsame Arbeit, das! Mehr als zehn Mal machte sie sich daran, stolpernd und fast ebenso sehr keuchend, wie das Schaf, dessen Pulse sie an ihrer Brust schlagen fühlte. Auf der Hälfte des Weges hörten die Schläge auf; Cesette, von Furcht ergriffen, ließ ihre Last fallen und lief wie verrückt davon, immer rufend und schreiend, bis sie die von Ramaïrel auf dem Maisfeld von Plegade gefunden hatte.

Auf das erste Wort der Hüterin verließen sie ihre Arbeit und setzten sich, ohne eine Minute zu verlieren, in Lauf, alle Viere mit langen Gesichtern und kurzen, leisen Worten, wie bei einem großen Unglücksfall.

Als sie ankamen, hatte das Schaf schon verendet; es war noch warm, aber ohne Leben. Wie die Schäferin es aufhob, fiel der Kopf des todten Thieres mit seinen

gläsernen Augen schwer zurück und schlug mit dem Horn an den Felsen.

Jetzt bückte sich Guiral und öffnete ihm die Kinnladen, schaute hinein und bemerkte, daß das Zahnfleisch voller violetter Flecken war; dann stieß er das Aas mit dem Fuße an und sagte blos:

„Die Krankheit!"

„Die Krankheit!" wiederholte der Ochsenknecht.

„O", seufzte Rouzil.

„Jesus", rief Cesette aus.

Die Einen wie die Andern trugen die Bestürzung auf ihrem Gesicht. Nicht ohne Grund. Man spaßt nicht mit der „Krankheit". Das Wort klingt schlecht und hallt traurig nach im Herzen des Landmanns.

Die K r a n k h e i t? Was ist denn das? Eine schlechte Luft, man weiß nicht, woher sie kommt, und Gott weiß, wohin sie geht. Die Krankheit! Man könnte ebenso gut sagen: der Tod. Eine Landplage ohne Hoffnung, ohne Heilmittel! Man kann nichts dabei thun, als die Arme kreuzen. Und die Sache geht schnell. Ein Schaf fällt um, dann zwei, dann zehn. Ein einziger Tag genügt, um eine ganze Heerde wegzuraffen. Eine Heerde im Werth von sechshundert Franken. Das ist schrecklich!

Inzwischen faßte sich Guiral, als die erste Bestürzung vorüber war. Ueber dem todten Thier sollten die lebenden nicht vergessen werden.

Die aufgeschreckten Lämmer blöckten; mit erhobenem

Kopf wendeten sie sich alle mit einem Male gegen die Schäferin; sie sahen sonderbar drein. Einzig zwei oder drei, die mehr ausgehungert waren, hatten sich zurückgezogen, um Gras zu suchen. Guiral beobachtete sie sorgfältig; als er eines, das schon auf seinen Füßen wankte, etwas näher untersucht hatte, entwischte es plötzlich seinen Händen und wälzte sich am Boden.

Jetzt war es Zeit zum Wehklagen. Cesette kniete neben dem kranken Thier und hielt ihm eine Hand voll von einem angeblich heilsamen Kraut unter die Nase.

„Halt, da, riech' daran und werde wieder gesund, du armes Geschöpf! Du warst das stolzeste von allen, das am meisten gedieh!“ Und indem sie ihm die Stirne rieb, fuhr sie fort: „Du sollst frisches Gras haben, du Leckermaul, und müßte ich es in Segala holen, und zarte Blätter, so lange noch etwas auf den Bäumen steht!... Jesus“, rief sie, „zu Hülfe, schnell; wie es keucht!“

„Alle Teufel“, fluchte Guiral; „wieder zwanzig Franken dahin. Ihr werdet sehen, eines um das andere fällt zu Boden, wie die Pflaumen im Nebel.“

„Aber Ihr werdet das da doch nicht sterben lassen, ohne ihm Hülfe zu suchen“, wendete Cesette ein. „Ein wenig rothes Wasser wird es vielleicht herstellen; ich will holen in Ramaïrel.“

Das rothe Wasser weckt die Todten nicht auf, und es wird todt sein, bevor Du zu Hause bist! Die Krankheit läuft schneller, als Du, Kleine.“

„So zündet wenigstens die Kerze an und betet zum heiligen Rochus“, drängte Cesette.

„Was mich betrifft“, sagte Rouzil, mit lauter Stimme und zorniger Miene, „so bin ich der Meinung, daß man die Heerde verhext hat.“

„Wer?“ antwortete Guiral. „In meinem Leben habe ich nie mit dieser Zunft verkehrt!“

„Es ist auch Niemand von hier, der es gethan hat.“

„Wenn Du einen Verdacht hast auf Jemanden, so rede, Rouzil, ich befehle es Dir. Hast Du irgend ein Anzeichen?“

„Daran fehlt es wahrlich nicht! Seit vier Monaten regnet es Unglück über Unglück auf Ramaïrel herab. Heute bricht das Joch, am folgenden Tag stößt eine Kuh das Horn ab. Kaum daß ein Unfall den andern abzulösen vermag. Seit vier Monaten! Nun, kommst Du jetzt darauf? Wird es Dir jetzt klar? O Vater, man weiß nie, wen man bei sich aufnimmt, wenn man Fremden die Thüre öffnet! Es ist nicht das erste Mal, daß mit ihnen das Unglück in ein Haus tritt.“

Sehr bemerkbar heftete Rouzil ihre Blicke auf die Schäferin, die wie versteinert war vor Erstaunen.

„Was, sie eine Hexe?!“ Augenblicklich wandte sie sich gegen Jordi um, als ob er dagegen Einsprache erheben müßte.

Aber ganz erschrocken schwieg der Ochsenknecht.

„Auch er, also auch er glaubt es!“ dachte die Angeklagte.

Da löste ihr der Zorn die Zunge:

„Nenne Die, welche Du im Sinne hast, wenn Du es wagst, Rouzil, rede, ich werde nachher reden. Und wenn es hier nicht genug Leute hat, die mich beurtheilen können, so fordere das ganze Kirchspiel auf. Man soll mich hören, man soll den Namen Derjenigen wissen, die durch ihre Sünden ohne Zweifel den Zorn Gottes auf das Haus herabgerufen hat. Man wird dann sehen ...“

„Wenn Du wissen willst“, erwiderte Rouzil, „wie viel ich mir aus Deinen Drohungen mache, so sieh' her!“ Und indem sie, um ihren Eckel auszudrücken, ihr Gesicht verzerrte und ein schiefes Maul schnitt, spuckte sie auf die Erde zum Zeichen der Verachtung.

„Ihr kreischt ja wie Hirnverbrannte, und jetzt schweigt mir“, befahl Guiral ungeduldig. „Du, Rouzil, mische Dich in das, was Dich angeht, und Du, Cesette, trag' Deine Nase nicht so hoch, denn Du weißt wohl, wer die Schafe hat verderben lassen. Die Tröckene ist ihnen übel bekommen, das ist wahr; aber noch mehr die Sorglosigkeit der Hüterin. Es sind nun bald zwei Monate, daß sie angefangen haben abzuzehren. Vorher war es eine schöne Heerde, Du kannst nicht das Gegentheil sagen; ächte Schafe aus dem Causse, stark, gefräßig, gut in der Wolle, schnell gedeihend und gesunde Lämmer werfend, und nun, sieh' sie jetzt an! Platt, wie Sichelschneiden, die Wolle trocken, der Blick erstorben. Wer ist Schuld daran? Wie die Hüterin, so die Heerde. Wie viel Mal waren sie dem Platzregen ausgesetzt, die

armen Thiere! Wie viel Mal hast Du sie durch den ungesunden Thau der Nacht schleichen lassen! Da braucht man sich nicht zu verwundern, wenn sie jetzt die Krankheit überfällt! Schon sind ihrer zwei todt, das heißt so viel als: ich habe vierzig Franken weniger im Sack. Und gleichzeitig habe ich noch die Steuern, den Schmied, den Jöchler und den Zimmermann zu bezahlen. Da heißt es: Bezahle, Bauer! Das ist Dir freilich ganz gleich, nicht wahr, Du Schmarotzerin, wenn Du nur zu essen hast, gelt, Du herzloses Ding? Warum mußte ich Dich in Amarines aufsuchen? O, wenn Du nicht in's Jahr gedungen hättest, Du schlechtes Korn, ich würde Dich gleich abschütteln, und Dich nach Segala schicken, um zu sehen, ob die Aepfel reif sind!"

„Quält Euch nicht des Geldes wegen", erwiderte Cesette mit fester Miene. „Wenn ich Euch zur Last bin, so kommt es mir nicht in den Sinn, länger Euer Brod zu essen. Stellt mir Rechnung, gebt mir, was mir von meinem Lohn zukommt und wir werden bald zufrieden sein!"

„Gut denn. Komm' nach Ramaïrel", sagte der Alte beistimmend. „Du sollst Dein Geld erhalten und dann: „Gute Nacht". Und Ihr Andern", herrschte er weiter, „macht, daß wir nicht den Tag verlieren. Du, Jordi, ladest den Mais auf, Rouzil sammelt die Heerde und ich werde augenblicklich mit Alari zurückkehren und den todten Thieren die Haut abziehen. Wenigstens soll

uns ihr Fell noch etwas einbringen. Nun, willst Du vom Fleck, Cesette?"

Einmal bei Hause, ging es eine gute Zeit, bis Guiral die Rechnung darüber gemacht hatte, was der Schäferin zukomme. Nun, Heller und Pfennige zusammenzuzählen und von einander abzuziehen, nichts Besseres gibt es, um einen Mann zu beruhigen, der keine Ziffern aufschreiben kann, sondern, wie der Meister von Ramaïrel, genöthigt ist, mit den Fingern zu rechnen. Sein Zorn hatte Zeit gehabt, sich zu legen, als er auf dem Tisch das blanke Silber und das Kleingeld in Richtigkeit brachte.

„Wie ich es im Kopf habe, muß es zweiundzwanzig Franken und fünf Sous machen; da, sieh' einmal her."

Während Cesette das Geld, als sie es gezählt, in ihr Schnupftuch knüpfte, sagte der Meister in einem sanftern Tone:

„Du weißt, daß nicht ich Dir den Abschied gegeben habe. Du hast es so gewollt."

„Wenn Ihr das sagt aus Furcht, meine Leute könnten Euch noch den Rest von meinem Jahreslohn verlangen, so möget Ihr ruhig schlafen, Guiral. Es soll Euch weiter keinen Pfennig kosten. Die Mutter soll wissen, daß ich Euch freiwillig verlassen habe, und wenn sie erfährt, *wie* und *warum*, so wird sie zu mir sagen: *Du hast Recht gethan*. Ich habe nur zu lange bei Euch ausgehalten, nur zu lange!"

Sie redete kurz, ohne den Meister anzusehen, und

sehr erregt, in heftiger Bewegung faltete sie ihre Kleidungsstücke und drückte sie in die blaue Schachtel.

„Ich habe Euer Geld gezählt, und es ist nichts als billig, daß Ihr auch seht, was ich sonst forttrage“, fügte sie bei, indem sie die Schachtel gegen Guiral kehrte. Als dieser sich abwandte, mit der Versicherung, er habe nie an ihrer Ehrlichkeit gezweifelt, zog sie ihn am Kleide und leerte die blaue Schachtel auf den Tisch aus. „Nein, nein“, drängte sie; „ich will nicht, daß mir die Ohren läuten, wenn ich wieder in Segala bin. Seht, Meister, o, das ist so bald gesehen, seid nur ruhig, seht, dieses gestrickte Leibchen, das überall geflickt ist, diese wollenen Strümpfe, die ich hier aus meinem Geld gesponnen und gestrickt habe. Hier ist noch eine Schürze und seht nur, meine Taschen sind leer, ich habe nichts darin!“

Richtig, — es war noch etwas in einer der Taschen, ein trockener Halm des Natterkrautes, dessen Namen Jordi ihr genannt hatte am St. Johannistag, als sie miteinander Kräuter sammelten; der war in ihren Sonntagskleidern vergessen geblieben.

Cesette zerrieb ihn langsam in ihren Fingern und indem sie die Bruchstücke in die Luft warf, sagte sie:

„Bleibe, wo du gewachsen bist, schlechte Pflanze! Dein Same wird keine Wurzeln schlagen in Segala.“

Sie ging.

Guiral wollte sie zurückhalten:

„Die Sonne steht zu tief, als daß Du noch zu

dieser Stunde von Ramaïrel weg könntest, Kleine. Die Nacht würde Dich auf der Hälfte des Weges überraschen und Du bist zu jung, um allein im Gehölz zu wandern."

„Wenn die Sonne mich verläßt, so wird der Mond mich behüten, und wenn ich nicht mehr nach Amarines komme, so werde ich bei meinem Pathen in der Mühle Fontrosal ankehren."

„Nimm wenigstens ein Stück Brod mit. Man soll nicht sagen, eine Magd sei hungrig von Ramaïrel fortgegangen."

„Was man bis jetzt nicht gesagt, wird nun doch gesagt werden, denn ich werde kein Krümmchen von Eurem Brod berühren. Die Worte, die ich heute gehört, haben mir den Magen verschlossen. Habt Dank und lebt wohl! Wenn die da unten auf mich hören, so werdet Ihr nicht so bald wieder eine Schäferin in San=Bensa suchen."

VIII.

In der Nacht.

Sie ist fort, die Schäfhüterin, schnell, als ob der Himmel ihr auf die Schultern drückte; schnell, als ob die Erde unter ihren Füßen brennte.

Ohne auf die Steine Acht zu geben, die im Wege liegen, oder die Aeste, die von den Hecken sich zurückbiegen, wandert sie angestrengt vorwärts, mit der Kraft eines unbeugsamen Entschlusses. Schon ist sie über Pre=Raïnal hinaus, schon berührt sie den Thalgrund von Combescure und horch, jetzt dringt unversehens durch das Gebüsch eines Schneeballenstrauches eine kindliche Stimme hervor, die sie dem Land der Träume entreißt.

„Du gehst in's Land hinunter, Cesette?“

„Ja, dahin geh' ich.“

„Du wirst spät dort ankommen.“

„Ich eile, so viel ich kann.“

„Glückliche Reise, Cesette.“

„Guten Abend, Guicoumet.“

Der kleine Hirt, der am Weidengitter einer Wiese lehnt, folgt ihr mit den Augen bis auf die Höhe von Fregines.

Von hier aus sieht man, wenn man sich umkehrt, noch ein Stück von Ramaïrel, einen Winkel des Gartens, drüberhin Weinreben und etwas von einer weißen Mauer sammt einigen Tauben, die in der Runde umherfliegen. Zehn Schritte weiter und Alles ist verschwunden. Nichts mehr von Ramaïrel! Das Gebäude, der Garten, der Taubenschlag und die Tauben, Alles hat sich im Walde verloren.

Zu beiden Seiten des Weges zogen sich große Wiesen hin; dann wieder andere, die man im schnellen

Vorübergehen nur durch die Oeffnung eines Thores gewahr wurde, kleine Bauernwiesen, sorgfältig geschlossen, mit Bäumen oder Steinen eingesäumt, sehr lang und gerade gestreckt, jede mit ihrer kleinen Heerde und ihrem kleinen Hirten, der den Schafen pfiff oder auch wohl im Begriffe war, den einen Fuß an den Pfahlzaun der Mauer gelegt, mit der Nachbarin zu schwatzen. Beim Einbruch des Abends stieg die Vertraulichkeit zu ihnen hernieder mit der Dunkelheit, die zu dieser Zeit vom Saume der großen Wälder her sich ausbreitet.

Die Schäferin eilt davon.

„Guten Abend, Cesette.“

„Guten Abend, Segur.“

„Gehst Du weit, Schäferin?“

„So weit, wie Du hoch steigst, Segur.“

„Traue Dir nicht zu viel zu, Du könntest verirren, Kleine.“

„Und Du mach', daß Du nicht herunter fällst!“

Es ist ein Baumputzer, der auf dem Wipfel einer Pappel sitzt. Sproß um Sproß steigt er herab, das grüne Laub abschlagend, und über ihm zeigt der nackte Baum seine weißen Narben und in höchster Höhe seinen Blätterbüschel, der im frischen Luftzug schauert.

Nach einer Wendung des Fußweges wird die Schlucht wilder und verengt sich in einem Bergwald. Der Tag erstirbt unter dem kaum bewegten jungen Holz. Ein Strahl noch, der letzte, man weiß nicht, woher, fällt herein, bricht sich zwischen dem Laubwerk und leuchtet

einen Augenblick, gelb wie Gold, über das Moos hin. Dann löscht er es aus, und der Wald verdunkelt sich.

Leute, die Laub sammeln, gehen vorüber; ganz von ihren Bündeln verhangen wünschen sie der Schäferin „Guten Abend", ohne daß sie dieselben zu erkennen vermag.

Es wird Nacht.

Cesette hatte in ihrem Schritt nachgelassen. Ihr Muth sank mit der Gluth ihres Zornes, die allmälig erlosch. Sie wurde weich. Wie Jemand, der bei der Arbeit eine Verletzung erhalten hat, im Feuer seiner Thätigkeit kaum seine Wunde fühlt, aber am Ende, wenn die Kräfte ihm fehlen, und er nicht mehr kann, sich auf die Erde wirft, die Hand auf die Stelle legt, wo es ihn schmerzt und zu sterben meint: so war Cesette am Fuß einer Eiche niedergekauert und ließ, unfähig ihn weiter zu beherrschen, ihrem Kummer freien Lauf.

Der Zufall hatte sie beim Eingang des Waldes an den Saum der Lichtung geführt, wo Jordi, den Pflug führend, ihr am Abend ihrer Ankunft den Weg nach Ramaïrel gezeigt hatte. Vier Monate, nicht mehr, waren seit jenem Tage vergangen. Hat in einer so kurzen Spanne Zeit so viel Weh und Leid Platz? O Jordi, Jordi, was machst Du? Wo bist Du jetzt? Ohne Zweifel bei Rouzil. O verrätherischer Ochsenknecht! O schwache Schäferin! Ach, sie liebte ihn noch. Und während sie jetzt in solcher Eile nach Amarines zu

kommen suchte, ging ihr das Herz auf bei dem Gedanken, ihn auf immer verlassen zu haben.

Und doch muß sie jetzt fort. Auf, erhebe Dich, Kleine, und suche Deinen Weg durch die Nacht!

Eine schwarze Nacht! Der Wind geht und die Wälder heulen kläglich; der Wind legt sich und das Schweigen, das noch schreckbarer ist, erfüllt allein die endlose Weite. Wie traurig ist die Nacht! Die Augen, die da oben herabsehen, diese unzähligen, durchbohrenden Augen quälen die Schäferin. Mit mehr Zuversicht sucht ihr Auge den Stern da unten, den Glanz einer Lampe, die nahe bei der Erde vom Rand des Horizontes herüberblinkt.

Cesette wandert, und der Stern, der eine Zeit lang durch die Bäume verborgen war, kommt näher. Bald steigen, von ihrem Wunsch ersehnt, spitzige Hausgiebel aus der Unbestimmtheit des Waldes auf. Hier ist eine Gartenmauer und ein kleiner Hof mit einem Fenster im Hintergrund, das ganz erleuchtet ist, und auf welchem allerlei Bewegungen sichtbar werden: der erhobene Arm eines Trinkenden, das Schaukeln einer Mutter, die ihr Kind auf den Armen wiegt. Nach dem Hof erscheinen Ställe; man vernimmt das Wiederkäuen der Thiere, die an ihren Ketten zerren; ein Hund bellt, andere, weiter entfernt, antworten ihm und lassen für einen Augenblick Pachtgüter aufleben, Dörfer, die, man weiß nicht wo, sich in unbekannter Ferne verlieren.

Als Cesette sie hörte, fühlte sie sich weniger einsam.

Aber die Hunde schwiegen und bald verlöschten auch die Lichter. Keine rothen Sterne kamen mehr in Sicht; keine Fensterscheibe glänzte mehr durch's Dunkel; die verschlossenen und verrammelten Häuser sahen mit Todtenangesichtern Lesette vorüberwandeln.

Weiterhin verließ der Weg den Saum des Waldes, um die ebenen Brachfelder von Igueprionde quer zu durchschneiden. Hier gibt es keine Häuser, keine Bäume; Alles ist nur eine leere Steinwüste. Wie viele Schritte waren in dieser Einöde noch bis Argydal zu machen! Geängstigt schauerte die Kleine zusammen bei dem durchdringenden Schrei der Trappen, die hier unter den Steinen nisten, und deren Gesang dem Aechzen eines Wagens täuschend ähnlich ist. Die Schreie wechselten Ort und Stelle, rückten nach rechts und nach links und zogen um die Schäferin einen Kreis von Wehklagen.

Lesette wanderte weiter. Zwei Schritte von ihr tauchte plötzlich unter gedämpftem Schellengeklingel ein Gehege von Astwerk auf, welches ein Rollhaus umschloß sammt den verworrenen Umrissen eines Schafspferches. Die Bestürzte blieb wie angenagelt auf ihrem Platze und wagte weder vorwärts, noch rückwärts zu gehen. Von Furcht beängstigt, zitterte sie, bis das leichte Blöcken eines Lammes sie vorwärts trieb, quer über Steine und Wachholderstauden, in scheuer Flucht, welche das Geräusch des Hirten noch beschleunigte, der aus seinem Häuschen hervorkam.

Der Hirt war wieder unter sein Dach zurückgekrochen,

das Lamm hatte seinen Schlaf wieder gefunden und Cesette lief immer zu. Inzwischen stund sie einmal still und hielt den Athem an sich, um zu spähen, bereit, sofort wieder aufzubrechen. Es war ihr, als ob sie hinter sich Schritte hörte. Sie ging weiter, dann setzte sie sich nieder; die Schritte beeilten sich, dann machten sie Halt hinter ihr. Ein Echo ohne Zweifel; aber woher sollte es kommen? Weit und breit war kein Baum, keine Mauer, nichts!

Also ist es Jemand.

Furchtsam war sie wieder aufgebrochen. Sie verwickelte sich in Wurzeln, stach sich am Wachholder, stolperte über Felsen, und der Galopp hinter ihr näherte sich; zuerst ein Geräusch, dann eine Hand, welche sie suchte, im Dunkeln ausgestreckt.

„Jordi!" rief sie instinktmäßig, wie um Hülfe flehend.

„Nun ja, Jordi!" antwortete ganz außer Athem der Ochsenknecht. Und nach einer Pause fügte er hinzu: „Du kannst Dich rühmen, mir Beine gemacht zu haben. Seit einer Stunde bin ich Dir gefolgt."

„Und warum springst Du so hinter mir her?" fragte Cesette, ermuthigt und doch zugleich mißtrauisch.

„Um Dich zu sehen, wahrhaftig!"

„Du hast die Zeit übel gewählt. Nun, es ist jetzt geschehen, nicht wahr, und nachdem Du Deine Lust gebüßt, hindert Dich Niemand, wieder nach Ramaïrel

zurückzukehren! In Deiner Abwesenheit werden die Ochsen nicht besorgt.“

„Du gibst mir schnell den Abschied, Cesette! Bildest Du Dir ein, ich sei von da unten herauf gekommen, einzig um ein „Behüt' Dich Gott“ zu erhalten?“

„Ich will Dir zwei geben, und dann laß mich. Ich gehöre nicht zu Denen, die des Nachts aufstehen, um sich zum Liebsten zu stehlen.“

„Ich gehe, aber nicht, bevor Du mir etwas zugestanden hast. O, es ist fast nichts; mir macht es großes Vergnügen und Dich kostet es keinen Pfennig. Willst Du?“

Sie lehnten sich mit dem Rücken an eine Steinmauer, und, um sich der Schäferin zu versichern, hielt Jordi ihre Hand gefangen in der seinigen.

„Wenn ich's kann, so will ich“, antwortete sie. „Rede, ich will hören.“

„Werde wenigstens nicht böse, Cesette! Ich sage ja nicht, daß es so sei, — aber angenommen, Du habest es mir, wie man sagt, mit einem Zauber angethan, um Dich über mich lustig zu machen und mich zu hindern, meine Freude an Rouzil zu haben, — nun gut, jetzt, da Du fortgehst solltest Du mich losmachen von dem, was Du gethan hast und mir das wieder abnehmen, was Du auf mich gelegt hast, und das mich zwingt, Dich zu lieben!“

„Und wenn ich's nicht kann? Wenn Alles, was

Du mir vorwirfst, nur eine Erfindung der Tochter Deines Meisters ist?“

„Wenn, wenn!.... Was sind das für Worte? Du weißt wohl, was daran ist! Nun, mach’ schnell. Es ist schon lange Zeit, daß ich leide. Sofort, hörst Du; es muß aufhören. Mach’ mich wieder gesund, mach’ mich gesund!“

Er spaßte nicht, der Ochsenknecht. Von seiner rauhen Faust geschüttelt, bat ihn Cesette jetzt demüthig:

„Du täuschest Dich, Jordi, ich bezeuge es Dir vor Gott! Ich vermag nichts, weder für, noch gegen Dich. Nichts! Thue mir nicht weh, Jordi, ich kann nicht, ich kann nicht!“

„Die Ochsen begegnen sich mit den Hörnern und die Menschen mit Worten! Aber ich bin nicht so leicht zu täuschen. Du lügst, Cesette, Du lügst!“

„Drücke mich nicht so stark. Ich bin es nicht, Jordi, ich habe Dir nichts gethan. Laß mich, oder ich rufe. Dieser Muth von Dir, ein Kind anzugreifen! Höre, überlege einmal ein wenig. Soll ich Dir etwas sagen? Nun gut, wenn Jemand Dich behext hat, so klage mich nicht an; halte Dich vielmehr an die Tochter Guiral’s, oder noch besser: klage ihr Geld an, das Dir den Verstand genommen hat. Und jetzt, wenn das Gewissen Dir Vorwürfe macht, wenn Du Kammer hast und Dich nach mir sehnst, wer trägt die Schuld? Du beklagst Dich, Du liebest mich, ohne es zu wollen, — laß mich jetzt aufbrechen von hier und Du wirst sehen,

daß Du nicht lange mehr leidest. Von Tag zu Tag wirst Du mich mehr vergessen, und wirst schnell gesund werden und noch gute Tage haben mit Rouzil. O, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, Ochsenknecht, laß mich meiner Wege gehen!"

„Lügnerin, Lügnerin! Du meinst, ich soll auf den Leim gehen! Zu Deinem Unglück hat man Allerlei gesehen. Wenn Du nicht hextest, so sage mir doch, warum Du die Hirten und Hirtinnen flohest und jeden Tag im Hexenbezirk um die eingestürzte Mühle herum hütetest?"

„Weil ich nicht aufgelegt war zum Lachen; es ist wahr, ich fand keine Freude in Gesellschaft der Andern und suchte den stillsten Ort auf, um dort gemächlich nachzudenken und meinen Kummer vergähren zu lassen."

„Und was erzähltest Du den boshaften Elstern, welche Dir folgten, sie kreischend, Du gackernd längs den Hecken hin?"

„Ein schweres Geheimniß drückte mich und da ich mich Niemanden anvertrauen wollte, habe ich ihm manchmal vor diesen Thierchen Ausdruck gegeben. Ist das etwas Böses?"

„Du hättest Kummer und Geheimnisse, Schäferin; erzähle mir doch davon!"

„Wollte Gott, ich könnte!"

„Wie, so rede doch!"

„Welche Schande! Nein, nein, Du sollst nicht wissen...."

Ihre Stimme stockte plötzlich; ihr ganzer Körper

zitterte und ein heftiges Schluchzen schüttelte sie. Erschrocken hatte Jordi sie fahren lassen.

„Cesette, Cesette, was hast Du?“ fragte er.

Sie rang die Arme.

„O, wie unglücklich bin ich“, stammelte sie; dann flüsterte sie: „Ich liebe Dich, Jordi, ich liebe Dich!“

Zu sich selbst zurückgekehrt, schnell besänftigt, suchte der Ochsenknecht die Hand der Schäferin und streichelte sie sanft, als hätte er davon die Zeichen seiner Rohheit abstreifen wollen.

„Nun, schweige jetzt und weine nicht mehr, Kleine“, sagte er zu ihr. „Ich bekenne mein Unrecht; ja, ich habe gesündigt gegen Dich. Auf dem Markte von Anglar habe ich gehandelt wie ein Taugenichts. Verzeih' mir, ich war meiner selbst nicht mehr Herr; der Wein regierte mich, gegen meinen Willen.“

Jordi holte einen Seufzer; dann, als die Schäferin sich ein wenig beruhigte, fuhr er fort:

„Also, Rouzil hat mir gesagt, Du habest mich verhext und ich wußte nicht, was ich davon denken sollte. Ich litt so sehr! Eine entsetzliche Mattigkeit lag auf mir, das verdorbene Blut arbeitete und gährte in mir, — halt, sieh' einmal, die Nägel meiner rechten Hand sind mir abgefallen! Und dann gestern, diese Geschichte mit den Schafen! Sie will fort, möge sie doch gehen, dachte ich, es ist meine Erlösung. Als Du weg warst, schien auch meine Qual fort. Aber ach, Du hattest kaum den Rücken gewendet, als ich es nicht mehr allein

aushalten konnte in Ramaïrel. Sie soll mir mein Leiden stillen oder mich mit sich nehmen, sagte ich, und bin Dir nachgelaufen."

„Gott, steh' uns bei", murmelte Cesette, „wir sind alle Beide sehr zu beklagen."

„Sehr zu beklagen", wiederholte Jordi.

Sie waren Beide gerührt und weich geworden. Todmüde vom Laufen, abgemattet vom Weinen, duldete es Cesette, daß der Ochsenknecht den Arm um ihren Leib schlang; sie überließ sich vertrauensvoll dieser Liebkosung. Dann seufzte sie:

„Warum hast Du mich in Pre-Raïnal aufgesucht? Ich war so ruhig."

„Und ich", sagte Jordi, „ich wußte nicht, was Kummer sei, bis Du nach Ramaïrel kamst. Und erst jetzt!"

Während er noch redete, krümmte er den Arm, der die Schäferin stützte und drückte sie heftig an sich.

„Mach', daß Du fortkommst", zürnte sie plötzlich; „rühre mich nicht an! Geh' und suche die Andere, deine Braut, sie wartet Dir beim Bienenhaus."

„Die? Ich hasse sie, ich entsage ihr! Dich liebe ich, Niemand als Dich! O, vergib, mein liebes Herz, — Dich will ich."

Seine Liebkosungen, verbunden mit seinen Worten, schmeichelten, umgarnten und gewannen Cesetten, die in voller Aufregung und keuchend sich sträubte, indem sie mit dem Ellbogen die Lippen des Ochsenknechtes ab-

zuwehren suchte, der sie, wie es sich traf, bald auf die Haube, bald auf die Kleider küßte.

„Nein, nein“, machte sie, und plötzlich, in dem Augenblick, wo ihre Kräfte ihr ausgingen, ließ Jordi sie selber aus seinen Armen gleiten.

Sie waren nicht mehr allein. Ein Schimmer kam über sie, wie ein warnender Blick. Der Mond sandte sein bleiches Licht vom Rande der Wälder her und streckte sein Silberhorn durch das schwarzbesäumte junge Holz.

Es wurde hell.

Wie verrathen, wie von Jemand ausspionirt (so schien es), betrachteten sich die Liebenden mit einer Miene, als ob sie plötzlich vom Schlafe aufgefahren wären. Nach einer Weile sagte Cesette:

„Lebe wohl! Wir müssen jetzt scheiden. Der Mond zeigt auf zwei Uhr und Du hast ein schönes Stück Weg zu machen bis nach Ramaïrel. Wenn Du erst nach Sonnenaufgang heimkommst, so würde man Dir mißtrauen, und wenn Rouzil wüßte, mit wem Du die Nacht zugebracht hast, so könnten die Dinge schlecht gehen.“

„Nun, mag sie's doch erfahren, desto besser! Ein wenig früher oder später, wir werden uns doch trennen müssen, sie und ich. Ich liebe Dich, Cesette, und ich werde nie zufrieden sein in diesem Leben, als an dem Tage, wo ich Dich, den Ring am Finger, in mein Haus führen kann. Wir wollen auch nicht lange warten,

Kleine, und unnützer Weise schmachten. Halt, weil ich nun doch den halben Weg nach Segala gemacht habe, so laß mich Dich bis Amarines begleiten. Da werde ich mit Deiner Mutter reden und die Sache vollends in Ordnung bringen. Was meinst Du?"

Sie hatte fast Lust, Ja zu sagen, die Schäferin. Aber sie besann sich. War es klug, sich dem Ochsenknecht anzuvertrauen? War es nicht besser, sich zunächst etwas ferne zu halten, und zu sehen, wie er sein Versprechen halte?

„Seht mir doch diesen Jordi", antwortete sie; wenn er einmal abkommt, hält ihn nichts auf. Und wer wird Guiral's Ochsen treiben? Du Leichtfuß! Hast Du vergessen, daß es Morgen an's Säen geht?"

„Thu' Deine Pflicht, Ochsenknecht. Du hast Dich dem Vater verdungen und Dich der Tochter ergeben, Du siehst wohl, daß Du mir nicht nach Segala folgen darfst. Armer Bursche! Es reut Dich jetzt, daß Du bei Rouzil bleiben sollst. Was willst Du? Was geschehen ist, ist geschehen. Du wirst sie später lieben, wenn sie einmal Dein ist, und Du wirst es mir danken, daß ich Dir den guten Rath gegeben habe. Die Liebe verfliegt, wie man sagt; das Geld bleibt.... Siehst Du, alle Worte dienen nur dazu, um uns zu entmuthigen. Leb' wohl, Jordi!"

„O, Dir mangelt der Muth nicht, man weiß das! Wenn Du mich liebst, wie Du sagst, so wird deine

Freundschaft für mich Dich nicht weniger quälen. Nun denn, — nein, ich verlasse Dich nicht!"

Jordi erbleichte vor Liebe und Zorn.

„Ich will Dich nicht zurückstoßen, Ochsenknecht", entgegnete Cesette. „Wenn Ihr Euch trennt, Rouzil und Du, sobald die Aussaat gemacht ist, so komm' und suche mich in Amarines auf. Leicht wirst Du Dich mit meiner Mutter in's Einverständniß setzen und wir werden wohl ein Mittel finden, um uns zusammen in St. Martin, in irgend einem Pachtgut der Umgegend zu verdingen. Ich will Dich erwarten, das ist geredet. Zum Zeichen Deiner Einwilligung gib mir Deine Hand. Und nun, lebe wohl!"

Aber Jordi wollte sie nicht verlassen, bevor er sie auf die rechte Straße gebracht hätte. Den Ochsenknecht fliehend war sie irre gegangen. Sie schritten jetzt quer durch's Gehölz und fanden bald den Weg in der Höhe, der längs dem steilen Abhang gerade zum Aveyron hinunterführt.

„Wenn Du ein steinernes Kreuz findest", mahnte Jordi, „so wende Dich zur Rechten; die Furth über den Fluß ist weiter unten am Ende einer Reihe von Apfelbäumen."

Sie schieden. Das Eine in der entgegengesetzten Richtung des Andern verschwanden sie in der Nacht. —

Cesette schritt rüstig vorwärts; vor ihr dehnten sich bald ebene Brachfelder hin, bald erhoben sich Weinberge

und Gehölze, wo die Nacht wieder dichter aus dem Astwerk hervorbrach.

Endlich, als sie sich einem Weiler näherte, zeigte ihr ein Schimmer, der von einem steinernen Kreuz herrührte, die Landstraße.

Der Tag brach an. Das vom Reif starre Gras erglänzte weiß im Morgenfrost, und das Horn der Ochsenknechte, das die verschlossenen Häuser öffnete, sandte seinen gedehnten Ruf in den ruhigen Himmel hinein, darin Wölklein blauen Rauches emporstiegen. Der Weg entfernte sich jetzt von den Wohnungen und ließ sich ohne Mauereinfassung gegen die Wiesen hinunter; auf der andern Seite, von dem hellen Spiegel des Aveyron zurückgeworfen, stiegen die Berge von Segala auf, als ob sie sich gegen die Schäferin herüberstreckten.

Segala! In drei Sprüngen überschritt Cesette die Furth und stund am Gebirge. Hier, den heimischen Boden unter den Füßen, die Kronen der Kastanienbäume über ihrem Haupt; das heimelige Gemurmel der Quellen im Ohr, schien es ihr, als hätte sie ihren Aufenthalt in Ramaïrel nur geträumt; Land und Leute, Pre-Raïnal, die Waldhütte, Jordi, Rouzil, Guiral, Alles trat zurück in eine unendliche Ferne; es verblaßte und zerfloß und mischte sich mit dem Nebel des Horizontes.

Schon war Amarines sichtbar.

Die Felder, des Weizens und Welschkorns beraubt, waren nackt und blos und zeigten nur ihr braunes

Inneres, das durch den Pflug aufgerissen war. An den Hängen umher, an den Einfassungen der Gehege zeigten Reihen von Apfelbäumen zwischen zarten Blättern ihre rothe und gelbe Frucht; es war eine reiche Ernte zu hoffen. Die Aepfel berührten sich fast; ein junger Baum hatte ganze Schnüre voll davon bis an's äußerste Ende der Aeste hinaus. Also gab es doch etwas zu trinken für den nächsten Winter, und zu essen auch, denn die Kastanien fingen bereits an gelb zu werden an den Bäumen, und der Kohl trug an hoch aufgeschossenem Stiel seine Häupter, deren Herzblätter hier und da schon von den ersten Morgenfrösten welk geworden waren.

Diese Kohlköpfe schienen für Cesette von guter Vorbedeutung, denn sie war nüchtern seit gestern Abend, und ihr Magen, von der Reise angeregt, fing an zu knurren. Als sie nun, weich geworden bei der Erinnerung an die guten Suppen der Mutter, ihre Augen gegen das Haus erhob, da stieg ein fetter, wohlriechender Dunst aus demselben auf, würzreich, voller Saft und Kraft. Es war der Tag der Krautsuppe in Amarines.

Die Mutter richtete ihren Söhnen, die auf der Bank um den eichenen Tisch herum saßen, mit voller Schöpfkelle an.

„Das duftet hier; guten Tag, miteinander", machte Cesette bei ihrem Eintritt.

Die Brüder grüßten sie, ohne sich stören zu lassen, in der Erwartung, die Kleine werde ihnen die Wange zum Kusse darbieten. Als dies geschehen, sagte die Mutter:

„Wir erwarteten Dich nicht so bald. Was gibt es Neues in Ramaïrel?“

Cesette beeilte sich nicht mit der Antwort. Die Mutter aber, als sie ihr Kind näher betrachtete, sagte: „Du hast irgend eine Krankheit durchgemacht, Kleine. O, wie elend siehst Du aus! Wo hast Du Dein Fleisch gelassen? Du bringst nichts als die Haut zurück! Das verlohnte sich auch der Mühe, Weizenbrod zu essen, um rückwärts zu wachsen! Oder hat Dich dieser Guiral hungern lassen?“ Als sie die blaue Schachtel gewahr wurde, fragte sie: „Du kommst nur für ein paar Tage, Kind?“

„Für immer, wenn Ihr mich wollt, Mutter.“

„Für immer? Was hat es denn gegeben?“

Ganz zitternd erzählte Cesette nun, wie da unten die Krankheit ihre Heerde ergriffen und bei welchem Anlaß sie mit Guiral fertig geworden.

„Du hast Recht gehabt, ihn beim Wort zu nehmen“, ergriff jetzt der Aeltere das Wort, der schon als Haupt der Familie galt, obgleich ihm der Bart noch kaum aus dem Kinn hervorstach. „Laß uns nur machen“, fuhr er fort, „am nächsten Markt in Anglar werde ich mit diesem Guiral Eins reden!“

„Weil der Aeltere Dir Recht gibt“, sagte die Mutter, „so will ich nicht gegen Euch sein. Arme Kleine! Für Dich, wie für uns wäre es vielleicht besser gewesen, Du hättest den Schimpf ertragen und wärest in Ramaïrel geblieben. Stolz sein, siehst Du, das ist gut

für die Reichen. Aber, wenn es einem im Blute steckt, so hilft Alles nichts, es muß heraus, und so wollen wir denn auch nichts mehr davon reden! Das Jahr war nicht günstig; die Garbe hat nichts ertragen und die Kastanien sind nicht voll. Das ist schlimm! Nun, wo Viere genug haben, werden auch Fünfe satt werden. Sitz', mein Kind, und iß. Wenn Du gestern von Ramaïrel fort bist, so sehnst Du Dich jetzt wohl darnach, etwas unter die Zähne zu bekommen."

Cesette saß nieder nnd aß; sie hatte wieder Muth gefaßt und doch war sie traurig. Es schien ihr, als ob sie überflüssig sei zu Hause und dieser Gedanke raubte ihr den Appetit.

„Mutter, wo ist meine Schwester Käthchen?"

„Sie hütet in Bartelongue."

„Und geht es denen in der Gerbique gut?"

In Frage und Antwort wurde nun das ganze Kirchspiel durchgenommen, während ihre Brüder, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, unter sich von der Arbeit redeten.

Als das Mahl beendigt war, klemmten sie ihre Messer mit dem hörnernen Griff zu; die Alte wickelte das Brod in ein Tuch, und die Schäferin blieb allein am Tisch; ihr Magen weigerte sich der Speise, ihr Herz war mißvergnügt.

Während sie unbeweglich und mit herabhängenden Armen da saß und sah, wie die Mutter in der Stube

ab= und zuging, berührte etwas Warmes und Feuchtes ihre Hand.

Als sie sich herabneigte, sah sie Loubette, das Haushündchen, das sie erkannt hatte und sie leckte.

IX.

Die Verlobten.

Cesette, erst gestern angekommen, fand heute den Tag in Amarines schon langweilig. Man verwunderte sich darüber höchlich. Was fehlte ihr? Führte sie nicht dasselbe Leben, wie ehemals? Nahm sie nicht denselben Platz ein beim Essen, am untern Ende des Tisches, war sie nicht des Nachts bei Käthchen, ihrer kleinen Schwester, in dem großen Bett, das so breit war, daß Mutter und Töchter darin lagen, ohne sich unbequem zu werden!? Hatte nicht ihr Rocken am Mantel des Kamins gehangen, war nicht das Werg mit dem ehemaligen blauen Band daran festgebunden, und spann sie nicht in gleicher Weise, wenn sie auf den gewohnten Weideplätzen ihre vier Schafe hütete, welche sie so gut kannte und die sie auch wieder erkannt hatten?

Die Dinge waren dieselben, aber mit Cesette war eine Veränderung vorgegangen.

Gedanken und Ideen haben ihre Zeit; die einen

gehen, die andern kommen, nichts beginnt wieder in derselben Weise. Wenn man Magd gewesen ist mit fünfzehn Thalern Lohn, Schäferin von einer großen Heerde, so wird man nicht gerne wieder Hirtlein von vier Schafen.

Cesetten's Eigenliebe litt unter diesem Wechsel; sie verlor vollends den Muth und guten Willen, als sie sah, daß sie nur wenig zu thun hatte in Amarines, wo die Arbeit blos kurze Zeit währte und wo man die neue Verstärkung der Familie gerne entbehrt hätte.

Cesette grämte sich.

„Was hast Du doch“, fragte Käthchen sie eines Tages, als sie mit einander in Bartelongue hüteten. „Wenn Du blos deswegen in's Land zurückgekommen bist, um uns ein solches Gesicht zu zeigen, so wärest Du besser in Ramaïrel geblieben! Nie ein Wort, als „guten Tag“ und „gute Nacht“; man muß Dich kitzeln, wenn man Dich zum Lachen bringen will. Deine Gesellschaft ist wirklich sehr angenehm!“

„Ich habe Dich nicht an meinen Rock genäht!“

„Glücklicher Weise! Nun, ich gehe da hinunter, um mich mit der Hüterin von Gerbique besser zu unterhalten.“

Am andern Morgen fing die Kleine wieder an:

„Sagst Du deinen Rosenkranz auf, Cesette?“

„Laß mich, ich habe Schlaf, und Du weckst die Mutter!“

Sie schwatzten leise, ohne Licht, in dem großen Bett.

„Nimm Dich in Acht, daß ich Dich nicht plaudern höre im tiefsten Schlaf, wenn ich Dir die Hand auf's Herz lege! O, wenn ich einmal hinter Dein Geheimniß komme!“

„Pst!“

„Sag' mir wenigstens, an was Du denkst? Wie, Du willst nicht? Nun, so werd' ich es errathen! Oho, meinst Du, das sei so schwer? Du grämst Dich um eines Liebhabers willen! Wie heißt er doch? Hans oder Peter? Nein, nein, Franz vielleicht? O, jetzt komm' ich darauf; halt, wie nennt sich doch der Ochsenknecht in Ramaïrel? Richtig, Jordi! Ein hübscher Name das, — Jordi und Cesette, das paßt gut zu einander, und wann heirathet Ihr?“ Und indem sie einen Kuß auf den Nacken ihrer Schwester drückte, wisperte sie ihr in's Ohr: „Stell' Dir vor, daß das von deinem Schatz kommt!“

Käthchen täuschte sich nicht; Cesette sehnte sich nach dem Ochsenknecht. Ihre Blicke waren auf der Suche nach Ramaïrel; sie schweiften oft über das schwarze Pfriemkraut hinüber nach dem hellen Land, das dort golden am Horizont auftauchte.

Was machte er dort unten, der Jordi?

Die Arme bildete sich ein, daß er, einmal allein, leichtgläubig und veränderlich, wie er war, sich alsbald mit Rouzil wieder versöhnt habe. Ohne Zweifel hätten die Hähne von Ramaïrel schon mehr als drei Mal gekräht, seit er sie verrathen! Es war aus zwischen

ihnen, sie wußte das, und trotz alledem hoffte sie an gewissen Tagen wieder. Wenn irgend ein Fremder, ein Hausirer, oder Einer mit dem Bettelsack, die Straße herkam, so war das Jordi! Sie sah ihn überall, sie träumte überall von ihm.

Unterdessen hatten ihre Mutter und ihre Brüder ihr ein Unterkommen als Schäferin in der Ginestié gefunden. „Man erwartet Dich heute noch", sagte die Mutter.

„Sie sollen mich haben", antwortete Lesette.

Ohne einen Augenblick zu verlieren, packte sie ihre Habseligkeiten zusammen in die blaue Schachtel und ging.

„Und wenn Dein Jordi kommt und Dich hier sucht, was soll ich machen?" fragte Käthchen, welche ihr bis an die große Landstraße das Geleit gegeben hatte.

„Wenn er Euch unbequem ist, so schickt ihn nach der Ginestié."

„Und zum Dank dafür nimmst Du mich zu Euch, wenn Ihr beieinander seid?"

„Ich werde Dich nehmen."

Es war wenig darauf zu rechnen, daß der Ochsenknecht kommen und sie in der Ginestié aufsuchen würde. Der Ort war so weit von Allem entfernt. Keine Straße führte dorthin; ein undeutlicher, mit Gras bewachsener Weg, nur von Schlammlöchern und Quellen durchschnitten, war da, — ein Weg durch die Wüste!

Nie hatte ein Pferd oder ein Gefährt seine Spuren in dieser Schlammerde zurückgelassen, kaum der Holzschuh eines Viehhirten oder die Klaue eines Schafes. Zur Rechten und zur Linken waren Sümpfe, Pfriemkraut und Weiden; dann wieder Weiden, wieder Sümpfe, wieder Pfriemkraut; Raben am Himmel, Wölfe in den Wäldern, arme Leute in den Häusern. Ein armes Land!

Wie dem sei, man lebte doch da, und die Schäferin gewöhnte sich bald. Da oder dort, das kam ihr wenig darauf an. In der Ginestié fiel sie wenigstens Niemandem zur Last und verdiente ihren Lebensunterhalt durch Arbeit. Wenn ihr Lohn an Geld auch zehn Franken geringer war, als in Ramaïrel, so hatte ihr dafür der Pächter zwei Winterschafe überlassen, zwei Lämmer, die ihr als Eigenthum blieben und die mit den andern weideten und zu ihrer Zeit wieder lämmerten, so daß sie von denselben an Wolle wie an Nachzucht einen ehrlichen Gewinn erhielt.

Ein Gewinn! O, wenn Jordi sie gewollt, sie hätte sich gewiß etwas Hübsches erworben: einen schönen Schrank von Nußbaumholz mit zwei Flügelthüren, vollgestopft von allerlei Wäsche, von ungebleichter Leinwand, darin das Brod sich frisch erhält, von feiner Leinwand für Hemden, von alter Leinwand, um dem Bübchen Windeln zu machen!

Ein verfehlter Plan! Nun, man konnte ja gleichwohl Geld aufspeichern, Thaler aufschichten und, wenn Jordi nicht kam, dann weiter sehen.

Seit ihrem Abenteuer in Ramaïrel ging ihr der Gedanke an eine Heirath im Kopf herum. Obgleich derselbe sicherlich ganz unschuldig und keusch war, so hatte sie ihn doch innerlich als Störung empfunden. Neue, unbekannte Gefühle quälten sie: die Mißgunst in der elterlichen Heimat, die Bilder eines neu übertünchten Häuschens sammt kleinen Häubchen, die an der Sonne trockneten.

Sie träumte von der Unterzeichnung des Ehevertrages, und, als ob die Gedanken ihr durch die Haut geschimmert hätten, — die Bursche in Ginestié, die Knechte und Hirten, fingen an, um sie herum zu scharwänzeln; Einer besonders, der jüngere Sohn des Pächters, der weniger geckenhaft als seine Kameraden war und nicht wagte, sich näher mit ihr einzulassen, verfolgte sie stets mit seinen Blicken.

„Cesette, ho, ho, wo hast Du deine Augen? Da, gerade unter Deinen Füßen, hast Du vier liegen lassen!“

Man war in der Kastanienlese; Mädchen, Bursche, Junge und Alte, alle waren da, bis auf den Großvater, einen ausgemergelten Alten mit auf der Brust herabgesenktem Kinn, dem es weiter nicht viel mehr Mühe machte, sich zu den Furchen herabzubeugen.

Die jungen Leute saßen auf den Bäumen und schlugen mit ihren Stangen die reifen Früchte ab, welche hageldicht herunterfielen, sofort gesammelt und in Säcke aufgehäuft wurden.

Den Sammlern und Sammlerinnen folgten zwei

Wagen mit ihrem Gespann von rothen Kühen, deren große, vorspringende Augen das Gelbgrün der Baumäste und den Himmel spiegelten, an welchem der Herbstwind sein graues Werg abspann. Ein wüster Tag und eine Ernte der Armen!

Und doch lachte man; man redete laut unter den Bäumen und belustigte sich; der jüngere Sohn des Pächters warf Cesetten, angeregt durch die fröhliche Stimmung der Andern, muthwilligerweise ein paar Kastanien in den Nacken. Obschon sich die Beiden ernstlich bekriegten, waren sie doch auf dem besten Wege, mit einander Freundschaft zu schließen, so daß bei der Rückkehr die Schäferin, ohne recht zu wissen, wie es gekommen, auf dem Wagen saß, den der Sohn des Pächters führte.

Aber als es zum Absteigen kam und der neue Freund, unter dem Vorwand, ihr beizustehen, sie unter den Armen um den Leib faßte und etwas mehr als nöthig drückte und an sich heranzog, da jagte sie ihn, statt es geschehen zu lassen und erst hernach den Verliebten abzutreiben, wie das bisweilen vorkommt, mit einem so derben und geschickt angebrachten Schlag der flachen Hand von sich, daß gleichzeitig der ganze Haufe zu lachen anfing.

Nein, das stund nun fest, sie vermochte es nicht; wohl oder übel, — sie hing noch an Dem von Ramaïrel, und so lange sie ihn nicht mit einer Andern verheirathet

wußte, konnte sie nie sich dazu verstehen, mit einem Zweiten anzubinden.

Während sie in dieser Lage sich abhärmte, suchte der von ihr zurückgestoßene Bursche sich anderwärts zu trösten. Die Schäferin begegnete ihm einige Tage später, als er eben Minchen, die Schweinehirtin, verfolgte, und es war kein Zweifel daran, daß er sie bei seinem schnellen Lauf einfangen mußte.

Aber noch Andere als diese Zwei paarten sich in der Ginestié: Fränzchen, die Haushälterin, mit dem Ochsenknecht Cyprian; Jean Bru, der ältere Sohn des Pächters, mit Finette, der Wäscherin; eine förmliche Heirathssucht hatte das Haus ergriffen, und überall, unter den Augen Cesettens, knüpften sich Liebesbande an, wie um ihr Trotz zu bieten. —

Der November war unterdessen herangekommen.

Eines Abends, zu der Stunde, wo der dichte Nebel aus der Tiefe sich mit dem Grau der Höhe wieder vereinigt, fand die Schäferin in einem Winkel des Feuerheerdes einen großen, unbekannten Kerl eingenistet, mit langen Beinen und rother Nase, der sich wärmte, indem er die Hände gegen ein hell aufloderndes Feuer von Ginstergesträuch ausstreckte. Der Mensch hatte seinen mit harten Brodstücken vollgestopften und vollgepfropften Bettelsack auf die Erde gelegt, und auf der Salzlade sitzend, eine Flasche Apfelwein neben sich, trank er bedächtig in langsamen Zügen.

Es war ein Bettler, das sah man wohl; aber ein

richtiger, ehrbarer Bettler, das sah man auch, nicht einer jener Vaganten, jener Fremden, denen man die Hunde auf die Fersen nachschickt, um ihnen den Weg zu zeigen. Der Name Donat, genannt Bécudel, hatte einen guten Klang im Causse, wie in Segala, wo der gute Bursche seit zwanzig Jahren seinen Beruf ausübte, immer auf dem Marsche begriffen von einem Land zum andern, einer unveränderlichen Reiseroute zufolge, so daß seine Wanderung da wie dort ebenso sicher die Uebergänge des Jahres bezeichnete als der junge Trieb der Blätter oder die Lese der Trauben.

Ueberall auf's Beste empfangen leistete er Botendienste, händigte die Gegenstände derjenigen Männer oder Frauen aus, welche Gelübde für Notre-Dame-des-Misères oder für St. Amadour gethan hatten, trug in einer Ecke seines Quersackes einfache Hausmittel herum: für Die in Segala die Euphorbien der Hochebenen, welche zur Herstellung des „rothen Wassers" nöthig sind; für Die im Causse den Berg-Fingerhut, der, wie man weiß, beruhigend und heilsam wirkt bei Krankheiten des Blutes.

Da, wo man nichts anbringen konnte, hausirte er mit Geschichten. Er kannte deren von jeder Art Färbung und Geschmack: wunderbare Legenden und ärgerliche Begebenheiten vom Lande, Gespenstergeschichten und Wirthshausgespräche, die Verbrecherchronik von gestern und die Polterabendscherze von morgen, — Geschichten zum Schaudern, zum Lachen und zum Weinen.

Und man lachte, man weinte, man schauderte. Der Ochsenknecht, die Haushälterin, die Knechte und Mägde, alle hörten mit offenem Munde zu, ebenso lüstern nach seinen Erzählungen, als er, der Erzähler, nach neuem Most.

Hunger auf der einen Seite, Durst auf der andern, — da konnte man sich miteinander zurechtfinden! Aber die Stunde des Abendessens unterbrach ihn.

„Zu Tisch, Ihr Leute“, rief die Pächterin, „und Du auch, Bécudel, wenn Du Lust hast dazu!“

Und er hatte nicht übel Lust. Ein Geruch von ranzigem Speck erfüllte die Stube, — wohlverstanden, gerade recht ranzig, nicht zu wenig und nicht zu viel; Bécudel gelüstete es, davon zu kosten. Wenn man auch Bettler ist, so kann man doch eine feine Nase haben. Suppe und Speck, Alles war vorzüglich; der Eingeladene vergewisserte sich davon dadurch, daß er mehrere Male herausnahm, überzeugt, daß er keineswegs im Rückstande blieb bei seinen Wirthen, sondern seine Zeche reichlich durch seine Erzählungen zahlte.

Lesette, die am untern Ende des Tisches neben ihm saß, betrachtete ihn, wie er beharrlich Hand anlegte; sie wunderte sich weit mehr über seinen Appetit, als über seine Zungenfertigkeit, bis auf den Moment, wo der Mensch im Lauf seiner Mittheilungen von St. Ongé-de-Quésac zu reden anfing.

Bei diesem Wort spitzte die Schäferin die Ohren

und fing sofort an, ein lebhaftes Interesse an den Kalendergeschichten des Bettlers zu nehmen.

Er erzählte von einem befremdlichen Vorfall, der sich neulich in der Umgegend Guiral's und Rouzil's zugetragen. Ein Mann von dort, in der ganzen Welt bekannt als großer Schwelger und Trunkenbold, war hingegangen und hatte, angefeuert vom Wein, Nachts an der Pforte der Pfarrwohnung geklopft und den Pfarrer ersucht und aufgefordert, er solle so schnell als möglich aufstehen und Jemanden, der bei ihm zu Hause in Todesgefahr sei, die hl. Sakramente reichen.

„Warte mir", sagte der Pfarrer, „ich komme gleich."

Der erbärmliche Kerl trug den Wein, der Andere den Leib des Herrn, und so gingen der Trunkenbold und der Priester miteinander.

An Ort und Stelle angekommen, fragte der Pfarrer: „Wo ist der Kranke?"

„Hier", sagte der Andere mit Gelächter und zeigte auf den Schuppen eines Schweines, das in der That am nächsten Morgen geschlachtet werden sollte. „Beeilt Euch", fügte er hinzu, „denn der Arme hat nur wenige Stunden noch zu leben."

„Gehe hinein, ich folge Dir", sagte der heilige Mann, indem er das Haupt bückte, um in den Stall zu dringen.

„Und was geschah, als sie drinnen waren?

„Der Hirt, der nebenan in der Schäferei seine Schlafstelle hat, sah den Pfarrer allein herauskommen,

den Riegel vorschieben und davongehen. Der Trunkenbold ist nicht mehr zum Vorschein gekommen, weder an jenem Tag, der ein Samstag war, noch am Sonntag, noch in den folgenden Tagen; ein ganzer Monat ist schon verflossen, ohne daß seine Frau, die Ramondette, von ihm Nachricht empfangen hätte."

„Was ist aus dem Nichtswürdigen geworden?"

„Wo ist er hingekommen, der Heide?"

„Wartet ein wenig", antwortete Bécudel, und nachdem er hintereinander ein Dutzend Bissen verschlungen hatte, um sich für das Weitere zu stärken, fuhr er fort: „Stellt Euch vor, als am folgenden Morgen Ramondette in den Stall trat, war sie ganz erschrocken und bestürzt, darin zwei Schweine statt des einen zu sehen, alle beide einander ganz ähnlich, gleich gezeichnet, das Ohr an dem nämlichen Ort gespalten, zwei Zwillinge!"

„Und nun?"

„Und nun, — gib mir noch einen Schluck Most, Ochsenknecht; obgleich gut mit Fett gekocht, will dieses Sauerkraut doch nicht hinunter, — und nun glaubt man, daß die Seele des Heiden in einem dieser beiden Thiere wohnt. Aber in welchem von beiden? Angefragt, mit Bitten bestürmt von der unglücklichen Ramondette, stellt sich der Pfarrer, als wisse er nichts. Und nun könnt Ihr Euch denken, daß es einer Frau sehr viel Kummer machen und langweilig werden muß bei einem Mann mit vier Pfoten. Aus Furcht, sich zu

täuschen, wagt sich keines der beiden Thiere zu tödten und trotz großem Ueberfluß an Schweinen hat sie zuletzt doch Mangel an Schinken."

Eine ganze Salve von hi, hi! und ho, ho! und ha, ha! stieg empor.

„Ach, geh' mir, das ist nicht möglich", höhnte der Ochsenknecht, „Du hast die Geschichte aus deinem Bettelsack gezogen."

„Noch ein wenig Speck", rief der Erzähler; „in meinem Leben habe ich noch keinen saftigeren gegessen." Dann, sich gegen die Ungläubigen wendend, versicherte er: „Und wenn ich Euch sage, daß ich die zwei Schweine gesehen habe, ich, der ich das hier erzähle, und daß die Ramondette selbst mir ihre Verlegenheit mitgetheilt hat?"

„Wann denn?" fragte Cesette.

„Letzten Montag vor vierzehn Tagen."

Cesette hörte nicht mehr. Dieser Mensch kam von St. Ongé; ohne Zweifel hatte er sein Brod in Ramaïrel gebettelt; er hatte Rouzil und Jordi gesehen; er wußte vielleicht....

„O, ich will darüber klar werden", murmelte die Schäferin. Aber in dem Augenblick, wo sie ihre Frage stellen wollte, war sie so erregt, daß sie den Bettler vom Tische gehen und den Weg nach dem Heuboden nehmen ließ, wo er die Nacht sein Lager haben sollte, ohne daß sie den Muth gehabt hätte, ihn anzureden. „Morgen", dachte sie, „werde ich kühner sein."

Als sie am Morgen früh vor allen Andern auf-

gestanden war, fand Cesette den Bettler schon auf der Straße und gesellte sich zu ihm, als er längs der Gartenmauer hinging.

„Womit kann ich Dir dienen, Kleine?“ fragte der Mann.

„Dieses Stück Brod“, antwortete die Schäferin, indem sie aus der Tasche das Brod zog, das sie für sich zum Frühstück abgeschnitten, „hat mir die Haushälterin Dir zu geben befohlen.“

„Gott lohn’ ihr’s und Dir ebenfalls, meine Tochter. Möge er Euch einen schönen und reichen Liebsten schenken, Euch Beiden, wenn Ihr nicht schon versorgt seid, he?“

Der Arme machte das Zeichen des Kreuzes und warf das Brod in den Quersack.

„Nun, guten Morgen“, schloß er, indem er die Schulter heraufzog, um für seine Bürde das Gleichgewicht herzustellen. „Heut’ ist Festtag in Tremoulades und es liegt mir daran, die neuen Aschenkuchen einzuweihen, die fingersdicken und dabei so leichten Kuchen! Je mehr man davon ißt, desto mehr möchte man. Leb’ wohl, Kleine!“

„Hast Du nicht gestern gesagt, daß Du von St. Ongé kommst? Ich kenne Leute dort, in Ramaïrel“ ....

„Die Guiral’s? Brave Leute, die gutes Brod machen! Wenn ich von ihnen weggehe, drückt mich der Quersack um ein Beträchtliches mehr auf der Schulter.

Und dabei geht immer ein gutes Wort mit. Der Guiral ist reich."

„Und Rouzil?"

„Eine herrliche Pflanze; etwas hochmüthig, — ein Fehler, der oft neben den Thalern einhergeht, — sparsamer, als ihr Vater, wenn sie mir das Brod abschneidet. Immerhin ein wackeres Kind. O, als ich sie die letzte Woche verließ, war sie sehr vergnügt; man sagt, sie werde bald heirathen."

„Mit wem?"

„Mit dem Ochsenknecht. Das ist ein schöner Bursche. Ich sah sie eines Morgens beisammen, als sie vom Nüsseherunterschlagen zurückkamen; alle Beide waren sehr zufrieden, Eins am Herzen des Andern, — man hätte sie leicht auf einen Wurf mit dem Netz fangen können. Zum Teufel auch, wenn man in acht Tagen heirathen will! Und wenn es heißt: Vorwärts, Hochzeitsgeiger!"

Indem er sich unter dem Quersack ein wenig in die Brust warf, knallte er mit dem Finger; im Takte bald den einen bald den andern Fuß in die Höhe hebend, sang er mit meckernder Stimme vor sich hin:

Ich hatt' einmal ein Liebchen,
Jetzt hab' ich Keines mehr.

. . . .

Immer hüpfend ging er davon, und mit zerrissenem Herzen hörte Cesette unter seinen Holzschuhen das im

Winterfrost erstarrte Gras knirschen. Sie lehnte mit dem Rücken an die Gartenmauer; mechanisch pflückte sie Blatt um Blatt vom Büschel eines Tausendfußes ab, der hier zwischen zwei Steinen aufgewachsen war.

Vor ihr vergoldete das erste Licht der Sonne die Nebel, aus denen die Bäume in phantastischer Gestalt und verworren emportauchten. Die feuchten Aeste tropften; plötzlich machte sich vom Gipfel eines benachbarten Kastanienbaumes ein vom Thauwetter erweichtes Blatt los, nach diesem ein anderes, dann zehn, dann zwanzig. In wirbelndem Durcheinander schwärmten sie wie die Bienen und glitten, nachdem sie einen Augenblick in der ruhigen Luft sich gewiegt, in die Furchen hinab.

Eines davon, kalt und todt, streifte das Gesicht der Schäferin, die, plötzlich aufwachend, eilig davon lief, um ihre Heerde herauszulassen, denn die Stunde war längst verflossen.

Wohin sie dieselbe führte, was sie selbst machte während den langen Stunden dieses Wintertages, — sie hätte Mühe gehabt, es zu sagen. Sie lief, sie saß nieder, ging wieder davon, wie geistesabwesend, die Füße hier, die Gedanken anderswo. Sie träumte. Ein oder zwei Mal ließ sie fernes Hundegebell an ihre Lämmer denken, welche sie allein gelassen hatten, in's Land hingepflanzt wie ein Baum, in der Hand ihre Spindel haltend, die sich nicht mehr drehte.

Gegen Abend hatte sich der Wind erhoben, ein rauher,

schneidender Nordwind, der sein eintöniges Lied durch die trauernden Aeste hinheulte.

Es war eine bissige Kälte. In ihre braune Kapuze eingehüllt, die Hände unter der Schürze, suchte Lesette einen Schutzort, irgend einen überhängenden Granitfelsen, ein Hirtenversteck; ohne weiter zu überlegen, blos durch die Gewohnheit geleitet, ließ sie sich, unweit vom Weg, in den Stamm eines gespaltenen Kastanienbaums nieder.

Eine letzte Hoffnung hatte sie jeden Tag, seit sie in der Ginestié wohnte, hierhergeführt, wo sie gegen ihren eigenen Willen den seltenen Fußgängern auflauerte, die das Gehölz von Fontmerelle durchschritten, um die Straße von Mirols zu gewinnen: einem Hausirer, oder einem auf der Rundreise begriffenen Müller, oder Einem aus der Boutiquette, der vom Markte in Gabaëly zurückkehrte.

Sie sah sie aus den Stechpalmen unten am Bergabhang heraustreten; dann verschwanden sie in den Schluchten und kamen zehn Schritte vor ihrem Baum wieder zum Vorschein, wünschten ihr einen „guten Tag" und verloren sich zur Linken unter den dorthin sich ziehenden Kastanienbäumen. Das machte einen Eindruck auf die schmerzlich berührte Seele der Schäferin wie eine neu aufsteigende Hoffnung und wie ein neuer Unfall.

Heute war Niemand zu sehen und zu hören, kein Pfiff eines Hirten, kein Piepen eines Vogels. Ein

schwarzes Schweigen herrschte; nur dann und wann drang ferneher aus der Tiefe des Himmels das Pfeifen der Bise durch die in Rauch und Dunst aufgelösten Wälder.

Cesette horchte; mit dem Wind kam ein leichtes Glockenspiel bis zu ihr, zart wie ein Traum. Das Klingeln näherte sich, bald scharf, bald dumpf tönend, und aus ihrer Betäubung aufgerüttelt erkannte sie bald am Eingang des Weges die Kupferplatten und die ambulante Musik eines Ochsenhalsbandes.

Ein Mann trug es an seinem Arm, ohne Zweifel ein Ochsenknecht, wie man aus dem Treibstachel schließen konnte, den er mit sich führte.

Ein Ochsenknecht? Was für Einer? Vollständig wach geworden, sah die Schäferin den Mann herankommen. Ohne Zweifel Einer von Gary-le-Pauvre, der Vieh zum Metzger nach Lantajoul geführt hatte. Vielleicht der jüngere Sohn aus der Panatié. Nein, dieser trug den Kopf höher. Also war es Einer von Cloutiers. Nichts weiter.

Der Mann war offenbar nicht aus der Gegend. Siehe besser zu, Cesette. Dieses bartlose Gesicht, diese glatten Wangen, dieses vorstehende, schön geschnittene Kinn, dieses Wiegen der Schultern. „Mein Gott, wenn er es wäre!.... Ach, ich ersticke! Er! Er! Der Gatte von Rouzil!“

Als er sich Cesetten, die immer in ihrem Baum steckte, auf hundert Schritte genähert hatte, blieb der

Wanderer zweifelnd stehen; ein Karrweg verzweigte sich hier mit dem Hauptweg und führte geradehin nach der Ginestié. Der Unbekannte betrat ihn für einen Augenblick in offenbarer Unsicherheit und ging langsamer. Dann wendete er sein Haupt nach der Seite, wo die Heerde weidete; er schlug diese Richtung ein und kam, indem er das Ginsterfeld durchschritt, gerade auf die Schafe zu.

Als er sich in der Entfernung glaubte, um von der Schäferin gehört zu werden, von welcher er nur ein wenig von der Kapuze und die über den Kastanienbaum hinausliegenden Holzschuhe wahrnehmen konnte, rief er:

„He, Schäferin, wo geht der Weg nach der Ginestié?"

Cesette war erschüttert, als sie die Stimme ihres Liebsten erkannte. „Jordi, Du bist's; o mein Freund?" wollte sie rufen, aber die Kehle versagte ihr, und ihre Beine, statt sie aufzurichten vor dem Ochsenknecht, ließen sie im Stich in ihrem Versteck.

Und Jordi wartete auf die Antwort.

„Nun", brummte er, indem er mit dem Ende seines Treibstachels den Schäferhund züchtigte, der ihm um die Waden knurrte, „haben denn in diesem Land die Hunde allein das Wort? Und Du, stumme oder dumme Schafhirtin? Welcher Weg führt nach der Ginestié, wenn es Dir beliebt?"

Cesette hatte überlegt. Ihr Liebster war da, ohne Zweifel; aber kam er ihretwegen? Der Bettler hatte

ihr mit solcher Sicherheit von der Heirath Jordi's mit Rouzil gesprochen, daß selbst die persönliche Anwesenheit des Ochsenknechts sie ungläubig ließ. Wer wußte, ob er nicht, seit einigen Tagen Bräutigam, in die Ginestié kam, um junges Vieh zu kaufen und damit seinen Stall wieder zu besetzen. Würde er sich sonst mit dem Schellenwerk und mit dem Treibstachel zu schaffen gemacht haben?

„Du stehst schon auf Grund und Boden der Ginestié, Jordi", antwortete sie mit ruhiger Miene, und als sie mit der Stimme auch die Kraft ihrer Beine wieder gefunden hatte, kam sie aus ihrem Versteck heraus und machte zwei Schritte auf den Ochsenknecht zu.

„Cesette!" rief dieser, als er die Schäferin erkannte. Aber abgekühlt durch die Ruhe seiner Freundin, die ihn mit einem gleichgültigen Blick betrachtete, hielt er seine Aufwallung zurück.

„Nun gut!" erwiderte er und biß sich auf die Lippen. „Hast Du mich eigentlich bald genug angeschaut? Sollte sich mein Gesicht verändert haben auf meiner Wanderung, oder vielmehr, solltest Du das Gedächtniß verloren haben seit deiner Rückkehr nach Segala? Hörst Du, Blonde, ich erkannte Dich wieder von Kopf bis zu Fuß und finde Dich gleich, ausgenommen, daß Deine Wangen etwas röther und Deine Augen etwas glänzender geworden sind!"

Das Richtige war, daß die Schäferin ein wenig fieberte.

„Ich habe Dich keineswegs vergessen und habe Dich von ferne wieder erkannt, Jordi aus der Colombarié.“

„Gestehe, daß Du nicht erwartet hast, mich zu sehen“, versetzte traurig der Ochsenknecht, dem plötzlich einfiel, Cesette könne, da sie nicht mehr auf ihn gehofft, einen andern Geliebten angenommen haben.

„Das wäre wohl möglich“, sagte die Schäferin beistimmend. „Nach der Zeit“ ....

„Sei offen und sag' einfach, Du bekümmertest Dich nicht mehr um mich“, drängte Jordi. „Du sagst Ja und denkst Nein. O, ich seh' es auf deinem Gesicht und erkenn' es allzuspät. Du hassest mich, Cesette; ja, ja, Du verabscheust mich. Du logest, — Du gabst Dir den Anschein, mich zu lieben, als ich Dich das letzte Mal sah. Die Furcht hatte Dich zahm gemacht, und ich, ich ließ mich von deinen Worten fangen. Armer Jordi! Damals war man liebreich gegen dich, jetzt schnauzt man dich an! O, wenn ich hätte wissen können, was mir hier bevorstände, ich hätte mich nie auf den Weg gemacht.“

„Bist Du denn um meinetwillen gekommen?“ fragte Cesette, erstickend vor Glück.

„Warum denn sonst? Was willst Du damit sagen?“

„Wie, ist es denn nicht wahr, was der Bettler mir diesen Morgen erzählte? Deine Heirath“ ....

„Meine Heirath?“

„Nun ja, er hat Euch Beide getroffen, Rouzil und

Dich, das Eine am Herzen des Andern, als wäret Ihr Verlobte!"

„Ein Märchen! O, wenn Du mich wegen Rouzil schlecht empfängst, so verlierst Du deine Zeit nicht übel! Rouzil! Du warst noch keinen Monat fort, so war es aus zwischen uns. Wenn ihrer Zwei rückwärts gehen, ist man bald voneinander. Gute Nacht! Stephan thut ihr jetzt schön, — das Dutzend ihrer Liebesgeschichten ist damit voll."

Jordi lachte; Cesette konnte kein Wort hervorbringen.

„Nun, was sagst Du dazu?" fuhr Jordi fort. „Was hast Du denn, was thust Du? Du weinst? Du beklagst am Ende noch gar Rouzil?"

Cesette sagte:

„Laß mich, mein Lieber, das wird vorübergehen! Nur noch ein wenig! Siehst Du, das wollte schon diesen Morgen kommen und konnte nicht! O, ich bin so glücklich, so zufrieden! Dich mit Rouzil verlobt zu glauben und dann Dich hier zu sehen, — das war zu viel für mich! O Jordi, mein Jordi, ich habe fälschlich Dich beschuldigt!"

Sie hielten sich bei den Händen, die Finger zu inniger Umarmung verschlungen.

„Wie spät bist Du gekommen!" flüsterte Cesette.

„Der alte Guiral hatte das Fieber und ich konnte ihn nicht verlassen, bis seine Aussaat beendet war. Als das letzte Korn in die Erde geworfen war, da hab'

ich ihm „guten Morgen“ gesagt, habe das Halsband und den Treibstachel genommen, und dann schnell zu meiner Cesette!“

Er hatte einen Arm um ihren Hals gelegt und zog sie an sich. Sie aber machte sich ein wenig los und sagte: „Warte noch, bis meine Mutter ihre Einwilligung gibt. Wenn sie „Ja“ sagt, will ich Dir bestimmte Antwort geben!“

„Das kannst Du jetzt gleich thun; ich habe Deine Mutter im Vorbeigang gesehen.“

„Und was hat sie Dir gesagt, unsere Alte?“

„Daß wir wohl daran thäten, noch vor Ostern zu heirathen.“

„Und wenn ich „Ja“ sagte, wie wollen wir unsern Lebensunterhalt verdienen?“

„Sehr leicht; hör' einmal! Deine Mutter gibt Dir das, was Dir von Deinem seligen Vater zukommt: den fünften Theil der Wiese von Bioules, das Brachfeld von Grezals sammt der Scheune, darin wir uns eine Kammer und einen Stall für die Schafe bauen. Du hütest; ich werde auf die Meierei von Ols oder in der Couderqué meinen guten Taglohn verdienen, wenn auf unserm Land nicht genug Arbeit ist. Den Schrank und das Bett, darob mach' Dir keine Sorge, die gibt uns mein Vater und zweitausend Franken obendrein. Du siehst, daß wir nicht so sehr zu beklagen sind.“

„Und“, fragte Cesette mit etwelcher Besorgniß und nicht ohne einen Zug von schalkhaftem Muthwillen um

die Mundwinkel herum, „fürchtest Du Dich denn nicht, eine Hexe zu heirathen?“

„Eine Hexe, wie Du, o nein, gewiß nicht! Verzaubert war ich, verzaubert bleib' ich. Sei ruhig, meine Cesette, Du hast mich für immer von meiner Furcht geheilt. Lassen wir jetzt das und sag' mir lieber, wann es Dir recht ist, zur Kirche zu gehen.“

„Ostern ist etwas nahe.“

„Meinst Du? Frag' einmal Deine Schwester, die ist längst bereit zum Tanze. Weißt Du, was sie vor hat?“

„Vielleicht!“

„Wenn Cesette will, sagte sie zu mir, so nehmt Ihr mich zu Euch! Das ist zugesagt, aber weißt Du, was sie noch beifügte?“

„Zum Beispiel?“

„Während ihr auf den Feldern arbeitet, werde ich zu Hause die Kinder hüten!“ —

Beide waren verlegen und blieben einen Augenblick ohne Worte; Cesette zitterte und Jordi lachte ziemlich stark, um sich ein muthiges Aussehen zu geben. Dann fing Cesette wieder an:

„Welche Race von Schafen wollen wir in Amarines halten? Die hier zu Lande siehst Du vor Dir. Sie sind stark am Leib, aber die Wolle ist ganz gewöhnlich.“

„Wenn man die Schafe des Causse aus unsern

magern Viehweiden wegnähme, würden sie hier bald sehr gedeihen."

„Gewiß, wenn das allzufette Gras ihnen nicht die Krankheit bringt."

„Und die von Segala, was verlangt man dafür?" fragte Jordi.

„Wir bekommen sie nicht billiger als zu zwanzig Franken."

„Zwanzig Franken", wiederholte er ernst; „das ist viel Geld für ein Schaf!"

Robert Weber's sämmtliche Schriften

Bd.: 7

1886